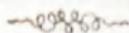


27397, I, F, f,



Reise durch das glückliche Arabien.

Fortsetzung der Abenteuer der Reisenden
Arnaud und Bayssières in Cairo, Mekka, Medina.



Herausgegeben
von
Alexander Dumas.

Nach dem französischen Manuscripte
von
Dr. G. F. W. Nödiger.

Erster Theil.

Autorisirte Ausgabe.



West, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erste durch das glückliche Arabien

Vertrag für den Verkauf der Inseln
und der Inseln in der Provinz

Alte Karte



Die Karte von 1780

von W. M. M. M.

1780



Die Karte von 1780
von W. M. M. M.

Abreise von Dschiddah nach dem Lande Jemen.
— Arabischer Comfort und arabischer Braten.
— Die untröstlichen Witwen. — Fresnel. —
Lefèvre. — Arnaud. — Freigebigkeit Osman
Paschas.

Am 15. September 1843 schiffte ich mich auf einem arabischen Fahrzeuge nach Abu-Arisch ein. Dies ist die gewöhnliche Residenz des Scherifs von Jemen, der mich zu seinem Adjutanten ernannt und mir durch den Scherif Soliman Ben Abd'Allah die betreffenden Anträge gemacht hatte. Die Scherife von Mekka sind bekanntlich Nachkommen Mahomet's. Meine Besoldung betrug monatlich achthundert Francs, was etwa so viel ist wie zweitausend Francs in Frankreich. Mein Rang entsprach dem Range eines Obersten, daher behielt ich den Titel eines Bey.

Das Schiff »El Nedschud« (der Stern) gehörte dem Reis Ali, einem der reichsten Kaufleute in Dschiddah und zugleich »Mkil« (Geschäftsträger) des Scherifs von Jemen. Reis Ali hatte Befehle vom Scherif erhalten. Er hatte das Schiff daher zu meiner Verfügung gestellt und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen — natürlich nach arabischen Begriffen. Der arabische »Comfort« bestand aus Schöpfensfleisch, Geflügel, Eiern, Mehl, Teppichen, Matten, Pfeifen, Tabak, Kaffee, Parfumerien und Dattelteig.

Die Parfumerien bestanden aus Rosen-, Aloe- und Saß-

mineffenz. Der »Dattelteig« ist für die gemeinen Araber, welche von Reis, Hirsebrod und Datteln leben, eine sehr leckere Speise, welche in kleinen Schläuchen aufbewahrt wird. Die Zubereitung ist folgende: Man zieht die Haut von den Datteln ab, nimmt die Kerne heraus und steckt Mandeln und Pistazien hinein. Die Mischung dieser verschiedenen Bestandtheile bildet den »Dattelteig«.

An das Hirsebrod, die Hauptnahrung der Seeleute, muß man sich gewöhnen. Man ißt es heiß mit gewöhnlichen Datteln und trinkt ein Glas Wasser darauf. Dies ist das gewöhnliche arabische Frühstück.

Das Hirsebrod bildet auch den Hauptbestandtheil des Mittagessens. In der Hitze wird es schnell trocken; es wird dann zerrieben, mit Datteln, aus denen zuvor die Kerne genommen sind, zusammengeknetet, mit flüssiger Butter vermischt, noch einmal durchgeknetet und dann aus Schüsseln gegessen. Dieser Brei ist sehr nahrhaft und schmeckt wie Chocolate. In der großen Wüste bildet der »Zamich«, eine Mischung von gebranntem Kornmehl und Honig, die Hauptnahrung.

Die Araber halten täglich zwei Mahlzeiten. Die Passagiere und der Capitän haben gewähltere Speisen: Reis in verschiedener Zubereitung, Pilaw, Milch und Dattelteig. Außerdem ißt man viele Hülsenfrüchte, die im Wasser gesotten und mit dem Pilaw vermischt werden. Das Geflügel wird gesotten gegessen. Ich habe nie gesehen, daß die Araber Eier gegessen haben; sie sind zu sparsam, um fünf bis sechs Hühner in einer Mahlzeit zu essen. Die Hühner werden gar nicht gerupft; wenn man ihnen nach dem Gebot des Koran den Kopf und die Füße abgeschnitten hat, taucht man sie in siedendes Wasser und zieht ihnen die Haut ab, wie

einem Hasen oder Kaninchen. Zuweilen schneidet man sie in Stücke und schmort sie mit Butter und Zwiebeln oder Knoblauch. Gebratenes Geflügel kennt man nicht; der Bratspieß ist den Arabern eine unbekannte Größe.

Wenn man in einem Lager oder bei einer Festlichkeit ein viersüßiges Thier, sey es nun eine Gazelle, ein Schaf oder ein Kamehl, gebraten essen will, so gräbt man in die Erde ein Loch, welches der Größe des zu bratenden Thieres entspricht; dann zündet man in demselben ein großes Feuer an, um möglichst viele Kohlen zu bekommen. Während das Feuer brennt, weidet man das Thier aus, füllt ihm den Bauch mit Zwiebeln, Ingwer, Pfeffer, Gewürznelken, näht die Haut wieder zusammen, legt das Thier auf die Kohlen, bedeckt es mit Heu und Reisholz, welches Feuer fängt und eine heiße Asche zurückläßt. Eine Gazelle wird auf diese Weise in einer Stunde, ein Schaf in zwei, ein Kamehl in vier Stunden gebraten.

Der Braten wird aus der Grube genommen, auf einen Strohsack gelegt und jeder Gast reißt mit Daumen und Zeigefinger ein Stück ab, wie die Geier mit dem Schnabel. Die Nächsten reichen den Entfernteren Fleischstücke.

Die Europäer, welche sich in die arabischen Gebräuche fügen müssen, kommen bei derlei Mahlzeiten anfangs in große Verlegenheit. Es gehört vor Allem einige Uebung zum Zerlegen eines Bratens mit den Fingern, zumal da ein Schaf oft nicht mürbe und ein Kamehl sehr zäh ist. Uebrigens wird der Braten zerlegt oder vielmehr zerrissen, während er heiß ist. Der Araber scheint, wie der Salamander, für die Gluthitze geschaffen zu seyn. Man muß sehen, wie furchtbar die arabischen Wundärzte ihre Patienten brennen; der Araber verzieht keine Miene bei diesen Martern, welche

einen Europäer zur Verzweiflung treiben würden. Jedes Zucken, jeder Schrei wäre freilich eine Schande für den Patienten.

Die arabischen Chirurgen pflegen in Fällen, wo man in Europa zur Amputation schreitet, die Wunde auszubrennen. In Yemen habe ich indeß auch Amputationen gesehen. Das kranke Glied wird auf einen Block gelegt und mit einem Beil abgehauen; dann nimmt man die Knochensplinter schnell heraus und taucht den Stumpf in siedende Butter. Von den Amputirten sterben mindestens drei Viertel unter furchtbaren Schmerzen; aber in Yemen kommt der Schmerz wenig, der Tod gar nicht in Betracht. Nur die Ueberlebenden, insbesondere die Weiber, jammern und weinen. Und wie geberden sie sich dabei! Man ruft die Angehörigen in einem Nebenzimmer, im Hofe, im Garten oder sonst irgendwo zusammen. Die Weiber, die Mutter, die Schwestern, die Töchter des Verstorbenen halten ihm eine Lobrede, sie erzählen seine Geschicklichkeit als Jäger, seinen Muth im Kampf, seine Gewandtheit in der Abrihtung des Dromedars, seine Beharrlichkeit in Verfolgung des Feindes. Die Anwesenden antworten in den Zwischenpausen durch Geheul und Geschrei, in welches die Verwandten und Frauen mit einstimmen. Sie zerfleischen sich Gesicht, Hals, Brust, Arme mit den Nägeln. Je mehr man sich zerkragt, desto größer ist die Trauer.

Drei Monate und zehn Tage nach dem Tode des Mannes ist den Frauen, welche sich nicht in gesegneten Umständen befinden, eine neue Heirath gestattet. Es ist selten, daß die Witwen, wie untröstlich sie auch sind, von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch machen. In Arabien ist eine Heirath für die Frau nicht nur eine Befriedigung der Sinne, son-

dern auch eine Geldspeculation, denn der Mann muß ihr nicht nur für den Fall des Todes, sondern auch für den Fall der Scheidung eine Mitgift zusichern. Diese Einrichtung ist für den Mann ebenfalls vortheilhaft. In Arabien sehen sich die Brautleute nie vor der Hochzeit, sie haben sich höchstens als Kinder gesehen. In den Provinzen Hedschaz, Jemen und Oman ist es übrigens gar nicht selten, daß sich achtjährige Mädchen mit fünfzehnjährigen Jünglingen verheirathen und mit zehn Jahren Mutter werden. Im Allgemeinen haben die Bettern den Vorzug. Verwandte oder Freunde sind die Vermittler.

Es ereignet sich zuweilen, daß der Bräutigam entweder bei der ersten Zusammenkunft oder später nicht die erwarteten Eigenschaften an seiner Braut findet. Schickt er sie vor der Brautnacht wieder fort, so ist er ihr nur die Hälfte der bedungenen Mitgift schuldig; schickt er sie aber später fort, so muß er ihr die ganze Kaufsumme auszahlen. Macht er hingegen die Entdeckung, daß sie früher schon ein anderes Verhältniß gehabt hat, so schickt er sie nicht nur ohne Abfindungssumme fort, sondern sinnt auch, von Vater und Brüdern unterstützt, auf Rache an dem Verführer. Man lauert dem Letzteren auf; er fällt gemeiniglich von der Hand des gekränkten Mannes. Vater und Brüder opfern die Schuldige ihrer Rache.

Derlei Streitigkeiten, wo die Ehre oder die Familienehre in's Spiel kommen, werden immer ohne Zuziehung der Behörden beendet; dem beleidigten Gatten steht das Recht zu, die ihm angethane Schmach an dem Buhlen zu rächen. Ich war Zeuge mehrer derartiger Fälle, die ich später erzählen werde.

So ist eine Buhlerin, welche Verwandte hat, nie ihres Lebens sicher: sie kann von jedem Mitgliede der Familie getödtet werden, und man fragt nicht einmal: Warum hast Du sie umgebracht? Jedermann kennt die Ursache des Mordes und billigt sie. Jeder Araber ist ein Othello oder ein Droßman.

Der Küstenschiffer, auf welchem ich die Seereise machte, war wie gewöhnlich mit Waaren und Passagieren überladen. Man macht mit diesen kleinen Schiffen, welche oft kaum einen Zoll über dem Wasser hervorragen, unglaubliche Reisen. In diesem Falle erhöht man den Bord mit Brettern, die mit Strohmatte gefüttert und mit Lehm verkittet werden, und man geht so wenig unter wie mit einem großen Schiffe, ausgenommen in dem persischen Meerbusen, wo Schiffe aller Art untergehen. Das rothe Meer hat freilich auch seine Untiefen und Klippen, aber zwischen den Gebirgsketten, die es von beiden Seiten umschließen, wehen nur der Nordost- und der Südwestwind, und man richtet die Fahrten darnach ein. Der Südwestwind (Kodss) weht gemeiniglich vierzig bis fünfzig Tage, und während dieser Zeit kann kein Schiff die Fahrt von Suez nach Aden machen, so wie während des Nordostwindes (Schamal) die Reise von Aden nach Suez höchst mühsam und gefährlich ist. Aber mit günstigem Winde fährt man fast so schnell wie auf einem Dampfer; man kann in drei bis vier Tagen fünfhundert Lieues machen. Nur muß man sich vor den Klippen hüten. Man glaubt am Horizont springende Fische oder niedrig fliegende Vögel zu sehen; aber wenn man weiter kommt, merkt man die Täuschung: es sind Korallenriffe. Die Araber lassen sich übrigens nicht täuschen.

Es regnet bekanntlich nur selten auf dem rothen Meere, vielleicht drei- bis viermal jährlich, aber dann sind die Regengüsse auch furchtbar, man glaubt eine neue Sündflut zu erleben. Der nach Sonnenuntergang fallende Thau ersetzt übrigens den Regen.

Wir haben gesagt, was man am Bord der Küstenfahrer ist. Das Getränk besteht in Wasser, welches nach zwei Tagen faul wird. Es vertritt dann freilich die Stelle eines Parixmittels; aber in jenem heißen Klima ist dies kein Vorzug, der einen Ersatz für kaltes, frisches Wasser bieten könnte. Diese rasche Verderbniß kommt theils von der großen Hitze, theils von der Sorglosigkeit, mit welcher das Wasser geschöpft wird. Es ist gemeiniglich mit Schlamm, Gras, sogar mit Moos vermischt, und trotz dem Theer, welcher zur Erhaltung beiträgt, wird es für einen Europäer bald untrinkbar. Die Araber trinken es mit großem Appetit.

Das Thierreich ist in den arabischen Küstenfahrern fast ebenso zahlreich vertreten, wie weiland in Noah's Arche; sie sind ein Lieblingsaufenthalt der Ratten, Kellerwürmer, Tausendfüßer, Scorpione, Wanzen und anderer theils leichtfüßiger, theils schwerfälliger Insecten. Selbst das Hinterdeck, jenes gelobte Land, welches von den Matrosen und Passagieren zweiter Classe mit neidischen Blicken betrachtet wird, wo die Araberinnen seelenvergnügt plaudern und rauchen, selbst dieses Paradies wird eine Hölle für jeden einigermaßen verwöhnten Europäer. Die Araber, welche kein Bedenken tragen, ihren Feind in die andere Welt zu befördern, würden um keinen Preis der Welt eine Wanze oder einen Floh todtschlagen. Einige behaupten, aus den Läusen würden Scorpione; ob sie die niedlichen Thierchen deshalb verschonen? Die Ungebuldigsten werfen eine ertappte Wanze oder

Laus in's Meer; aber da immer der Wind geht, so wird das Insect statt an seine Bestimmung zu gelangen, vom Vorderdeck zum Hinterdeck oder umgekehrt befördert.

Es hängt übrigens viel von der Persönlichkeit des Capitäns ab. Ist er ein Mann von Bildung, so läßt er waschen und kehren, wie am Bord eines Kriegsschiffes; ist er hingegen schmutzig oder nachlässig, so ist das Schiff ein wahrer Viehstall. Unser Küstenfahrer gehörte glücklicherweise zu den gewaschenen und gekehrten Schiffen. Jeden Morgen nach dem Gebet mußten die Matrosen Wasser schöpfen und das Berdeck waschen. Unser Capitän verrichtete selbst seine Waschungen sehr gewissenhaft. Er hieß Ali, wie der Eigenthümer des Schiffes. Im Orient ist der Name Ali so häufig, wie in Frankreich der Name Durand. Fast alle Leute heißen Ali, Mohammed oder Hussein. Unser Ali führte noch den Beinamen Bahri, d. i. Seemann. Er war in der That ein tüchtiger Seemann. Seine Mannschaft bestand aus einem Duzend Neger aus Abyssinien, Nubien, Zangebar oder Mosambique.

Unser Küstenfahrer lag noch im Hafen von Schidda vor Anker und erwartete nur die Nachtkühle, um seine Fahrt anzutreten. Ich hatte mich frühzeitig an Bord begeben, aber die Zeit dauerte mir gar nicht lange, denn Herr Fresnel, der damalige französische Consul, machte mir einen Besuch. Nachmals hat er, Gott weiß warum, sein Consulat verloren und im Auftrage der Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Mesopotamien angetreten. Er war damals ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren. Da er seit seiner Jugend im Orient gelebt hatte, so war er ein gründlicher Kenner der arabischen Sprache, Literatur und stand deshalb in hohem Ansehen bei allen vornehmen Arabern, zumal bei dem Scherif von Mekka.

Sein Besuch am Bord des »El Medschud« galt eigentlich einem aus Abyssinien zurückkehrenden Reisenden, dem Schiffslieutenant Lefèvre, der mit zwei Begleitern abgereist war und allein zurückkam. Der eine seiner Reisegefährten, Herr Dulong, war unterwegs erkrankt und in Dschidda gestorben; der andere war beim Baden im Nil von einem Krokodil gefressen worden.

Herr Lefèvre, der nach Suez abreisen wollte, während ich die Fahrt nach Aden machte, hatte mich an Bord begleitet, und Herr Fresnel suchte ihn hier auf. Ich benutzte diese Gelegenheit, um dem Consul Briefe an meine Familie zu übergeben und ihm anzuzeigen, daß mich der Emir Hussein ermächtigt, Mechaniker, Artilleristen und Erzgießer unter vortheilhaften Bedingungen aus Frankreich kommen zu lassen. Der Emir hatte sehr umfassende Pläne, von denen später die Rede seyn wird. Es handelte sich um nichts Geringers, als um die Vertreibung der Engländer aus Aden und die Sperrung der Meerenge Bab-el-Mandeb.

Gegen sieben Uhr Abends entfernten sich die Herren. Lieutenant Lefèvre begab sich in Begleitung des Consuls auf sein ebenfalls segelfertiges Schiff, welches zweihundert Schritte von uns vor Anker lag. Ich blieb mit einem andern Landsmann, der mir bis zur Abfahrt Gesellschaft leistete. Dieser Landsmann war Joseph Arnaud, vormaliger egyptischer Militärarzt, der gleich mir und vielen Anderen in Folge der Ereignisse des Jahres 1840 seinen Platz verloren hatte. Nach der Schlacht von Nisib (24. Juni 1839) und in Folge der französischen Intervention war der Pascha von Egypten bekanntlich ein bloßer Vasall der Pforte geworden. Mehemet-Ali hatte nach dem Verluste von Syrien und Arabien höchstens noch zwanzigtausend Mann Truppen zu seiner

Verfügung, und alle seine großartigen Entwürfe waren vereitelt.

Arnaud, der im arabischen Heere gedient hatte, war in Mekka geblieben und hatte mit einem Italiener ein kleines Handelsgeschäft errichtet. Der Italiener aber hatte ihn betrogen, und er war nach Oschidda gekommen, um Alles was er aus dem Schiffbruch gerettet hatte, zu Golde zu machen. Er hatte noch keinen bestimmten Plan: später wurde er durch Herrn Fresnel seiner wahren Bestimmung als Reisender zugeführt. Er ist der erste Franzose, der die Ruinen von Saba besucht hat; ich war der zweite. Ich traf ihn später zu Odeida auf seiner Rückreise. Er war fast erblindet, seine Ausbeute an Naturmerkwürdigkeiten war überaus reich.

Als eben die Anker gelichtet wurden, kam eine Ruderbarke mit der Flagge des Pascha auf uns zu. Sogleich ruhten alle Hände am Bord. Osman Pascha, mein Adoptivvater, schickte mir durch seinen Adjutanten einen Beutel voll Goldstücke, etwa zehn- bis zwölftausend Francs an Werth, nebst einem Ferman der mich allen türkischen Behörden empfahl, und einem Schreiben an Redschid Pascha, Gouverneur von Bagdad, wohin ich mich, um meine Pläne zu verbergen, angeblich begeben wollte. Später als meine Pläne vereitelt waren, fand ich meinen Ferman wieder, aber um ihn ins Meer zu werfen. Denn dieser Ferman, der mir die Thüren der Türken öffnete, machte mich bei den Arabern verdächtig.

Als ich drei Jahre später nach Bagdad kam, hatte ich nur noch ein Empfehlungsschreiben: an den französischen Consul, den Herrn von Poëve-Weymars, den Uebersetzer Hoffmann's. Das Schreiben war von Herrn Barbaroux, Sohn des berühmten Conventmitgliedes, damals General-

procurator auf der Insel Bourbon, jetzt Staatsrath in Paris.

Nach einem kurzen Lebewohl fuhr der Adjutant mit den ihn begleitenden Offizieren ans Land zurück und die Anker wurden gelichtet.

Wieder eine Fahrt auf dem rothen Meere. — Meine Dienerschaft. — Die Neger und die Haisische. — Das Slaventhum in Arabien. — Heilung eines Scorpionstiches.

Ich war verhältnißmäßig reich, als ich Mokka verließ; ich nahm gegen vierzigtausend Francs mit, eine Summe, die in Arabien mehr werth ist, als hunderttausend Francs in Europa. Es war der Ertrag meiner Besoldung als Bey und als Arzt, obgleich ich in dieser letzten Eigenschaft nie etwas verlangte. Aber man überhäufte mich mit Geschenken. Einige schickten mir kostbare Waffen, Andere Geld oder Schmuck. Ueberdies war mein Aufenthalt in Mokka fast ganz kostenfrei. Mit meinen beiden Dienern, zehn Pferden, einem Thürhüter und einem kleinen Slaven konnte ich nie mehr als dreißig Francs monatlich ausgeben. Ich erhielt freilich von allen Seiten Backwerk, eingesottene Früchte, Parfümerien, Geflügel, sogar ganze Schafe.

Kurz vor meiner Abreise hatte ich alle überflüssigen Gegenstände, Waffen, Kleider, Hausgeräthe ic. zu Geld gemacht. Nur meine Diamanten behielt ich; sie wurden in einem ledernen Säckchen an meinen Kasten festgenäht. Meine zehn Pferde hatte ich verkauft. Ich gab mir das Ansehen eines gewöhnlichen Pilgers. Im Orient, zumal auf

der Reise, darf man nicht zu reich scheinen, am wenigsten, wenn man nicht mit einem officiellen Charakter reist.

Als ich an Bord kam, fand ich alle Vorbereitungen zu meinem Empfang getroffen. Man wollte mir den Ehrenplatz auf dem Hinterdeck einräumen, aber ich wußte wohl, daß ich dort nicht allein seyn würde, und lehnte diese Auszeichnung ab. Meine Teppiche wurden daher neben dem Compaß ausgebreitet.

Ich hatte einen kleinen Neger, Namens Willal, der das Pfeisendepartement zu besorgen hatte, und außerdem meine beiden Diener Selim und Mohammed. Selim war Koch und Aufwärter, Mohammed war Pferdeknecht und Laufbursch. Beide waren Araber. Selim war indeß lange in Kairo gewesen, wo ich ihn in meinen Dienst genommen, und sprach sehr fertig türkisch. Er war mein Vertrauter; denn er war sehr verschwiegen und gewandt. Die Verschwiegenheit ist wegen ihrer Seltenheit bei den Arabern besonders zu schätzen; sie plaudern noch wie zur Zeit von Tausend und Eine Nacht.

Bei einigen Liebesabenteuern, die ich gehabt hatte, fand ich Gelegenheit, seine Klugheit und Entschlossenheit zu schätzen. Denn solche Abenteuer sind im Orient immer sehr gefährlich und Selim hatte mehr als einmal sein Leben für mich aufs Spiel gesetzt.

Mohammed hingegen war ein ganz gemeiner Araber. Sein einziges Verdienst in meinen Augen war seine Ehrlichkeit und seine Geschicklichkeit im Pferdeputzen.

Diese drei Diener bildeten mein ganzes Gefolge. Der kleine Neger war ungemein klug und verschmitzt, er hatte in seinem Benehmen sogar etwas Feines, Distinguirtes. Er besaß alle noblen Passionen: er liebte die Pferde, die glän-

zenden Waffen, die Brillanten und vor allen die Musik. Er war als kleines Kind auf der Küste von Gangebar geraubt worden und aus den dunkeln Erinnerungen, die er mir mittheilte, war zu schließen, daß er der Sohn eines Negerhäuptlings war. Seine aristokratischen Neigungen schienen diese Vermuthung zu bestätigen.

Gegen Mitternacht lag Alles in tiefem Schlafe, mit Ausnahme der Schildwachen, die auf dem Vorderdeck standen und ihre spähenden Blicke auf das Meer richteten. Sie erkannten in unglaublichen Entfernungen die geringsten Gegenstände, welche ich noch gar nicht bemerkte. In Nubien sah ich eben so auffallende Beispiele von Scharfblick, der fast mit dem Instinct des Jagdhundes zu vergleichen ist. Ein Nubier, der einen Dieb verfolgt, wird ihn gewiß auffinden, sobald er die »Fährte« entdeckt hat. Auf meiner letzten Reise durch Algerien und die Sahara sah ich Beduinen, die an der Fährte der Kamehle erkannten, welcher Volksstamm vorübergezogen war, und wenn sie die Hand in den Sand steckten, genau zu sagen wußten, wie weit der nächste Brunnen entfernt war.

Von Zeit zu Zeit begegneten wir kleinen Schiffen, auf deren Vorderdeck eine Flamme brannte: eine Vorsicht, durch welche man die Korallenriffe und das Zusammenstoßen mit andern Schiffen vermeidet, zugleich aber den Seeräubern zu erkennen gibt, daß man auf seiner Hut ist. Denn die Fischer am rothen Meere treiben oft zugleich Seeräuberei und plündern die schlecht bewaffneten Schiffe aus.

Am Tage schlief man wegen der entsetzlichen Hitze noch mehr als in der Nacht. Nur die Neger fühlten sich wohl in dieser glühenden Atmosphäre. Einige vertrieben sich die Zeit mit Fischfang und warfen die an einem Seile befestigte Harpune mit solcher Sicherheit, daß sie nur selten ihre Beute ver-

fehlten. Andere badeten sich mitten unter den Haiſiſchen. Als ich zum erſten Male Zeuge dieſes grauenvollen Schauſpiels war, rief ich ihnen in meiner Herzensangſt zu, ſie möchten ſich in Acht nehmen. Der Capitän beruhigte mich mit der Verſicherung, daß die Neger den Haiſiſch verzehren würden, ſtatt von ihm gefreſſen zu werden.

Der Capitän hatte Recht. Ich habe auf meinen See-reiſen die Bemerkung gemacht, daß die Neger den Haiſiſchen gefährlicher ſind als dieſe den Negern. Ich war mehr als einmal Zeuge eines Kampfes zwiſchen einem jener ſchwarzen Athleten und einem Hai, und jener blieb immer Sieger.

Der Neger, der einen ſolchen Kampf beſtehen will, trägt um den linken Arm einen ledernen Ring, an welchem ein großes frummes Meſſer befeſtigt iſt. Wenn ihm ein Hai zu nahe kommt, zieht er ſein Meſſer und taucht ſchnell unter, um ſeinem Gegner den Bauch aufzuſchlitzen. Der blutende Hai verfolgt den Neger, der jedoch eben ſo ſchnell ſchwimmt und ihm behende ausweicht, um nicht von dem Schweiß des Unge-thüms getroffen zu werden. Den Rachen fürchtet er noch weniger; denn um ihn zu erhaſchen, muß ſich der Hai um-drehen, und dieſe Bewegung geht ziemlich langſam von ſtatten. Unterdeſſen hat der Neger die andere Seite des Schiſſes erreicht und vielleicht ſchon wieder einem Hai den Bauch auf-geschlitzt.

Die tödtlich verwundeten Haiſiſche tauchen unter und verſchwinden wie die Wallfiſche. Aber ſie folgen dem Schiſſe unter dem Waſſer und nach einer Stunde, oft auch erſt nach einigen Stunden kommen ſie wieder zum Vorschein. Sie haben ſich dann verblutet. Man ſchürzt ihnen einen Strick um den Hals, zieht ſie auf das Verdeck, zerlegt ſie und jeder

Neger bekommt seinen Antheil an der Beute, die entweder gesotten, gebraten oder an der Sonne gedörret wird.

Das Fleisch der Haiſiſche iſt, trotz ſeines widerlichen Geſchmacks, die gewöhnliche Nahrung der Bewohner von Zangebar und Moſambique, hauptſächlich der Seeleute, für die es ein Leckerbiſſen iſt.

Am Tage nach unſerer Abfahrt wurden einige Haiſiſche in der Schiffsſpur bemerkt und die Neger warfen einen Angelhaken, der an einer ſtarken Kette befeſtigt war, in's Meer. Ein Stück Unſchlitt war der Köder. Fünf Minuten nachher hatte ein Hai angebiſſen und riß heftig an der Kette. Auf den Ruf der Schildwache eilten noch fünf bis ſechs Neger herbei und begannen den Hai ſogleich heraufzuziehen. Die ſchwarzen Athleten boten bei dieſer gewaltigen Arbeit einen Anblick dar, welcher einem Genremaler ſehr willkommen geweſen wäre. Nach einigen Minuten war der Hai aus dem Waſſer gehoben. Man ließ ihn eine gute Viertelſtunde hangen. Es war ein ſchöner blauer Hai. Endlich wurde er auf das Verdeck gehißt, nachdem die Umſtehenden erſucht waren, zurückzutreten. Aber die Neugierde war ſtärker als die Warnung. Man beſchrieb einen großen Kreis, der ſich ſchnell erweiterte, als der Hai mit dem Schweif um ſich ſchlug und ſeine Doppelreihe langer, ſcharfer Zähne zeigte. Der Rachen, welcher auf den erſten Anblick klein ſcheint, thut ſich im Todeskampf entſetzlich weit auf. Unſer Hai gehörte indeß nicht zu der großen Gattung; er mochte acht bis neun Fuß lang ſeyn. Die weißen meſſen oft fünfzehn bis achtzehn Fuß.

Der Hai wurde noch an demſelben Tage zerlegt, geſotten, gebacken, gebraten. Auf Zureden Selim's entſchloß ich mich, von ſeinem angeprieſenen Ragout zu koſten. Aber ich

vermochte keinen Bissen davon hinunterzubringen und der Appetit verging mir für den ganzen Tag.

Der ganze Hai wurde verzehrt, mit Ausnahme der Leber, aus welcher Thran gesotten wird. Eine Leber gibt fünfundzwanzig bis dreißig Pfund.

Der Capitän hatte einen jungen, sehr hübschen Abyssinier als Leibdiener. Seine regelmäßigen, olivenfarbenen Gesichtszüge, seine gebogene Nase, seine feinen Lippen bezeichneten ihn als einen Nachkommen der alten Egyptianer. Er führte sonderbarer Weise denselben Namen wie Robinson's Neger: Dschuma, d. i. »Freitag«.

Ich bezweifle jedoch, daß der Capitän Ali das Buch Defoe's gelesen, obgleich es im Arabischen eine Menge Geschichten gibt, welche mit der Geschichte Robinson's große Aehnlichkeit haben.

Der kleine Abyssinier war zugleich der Secretär und der Kammerdiener Ali's. Er hatte die Schlüssel zu allen Schränken seines Herrn, sogar zu der Casse. Ali war mißtrauisch wie alle Araber; er hatte Geheimnisse vor seinem eigenen Sohne, aber nicht vor Dschuma, der Alles bei ihm galt.

Dschuma gab sich für einen Bekenner des Propheten aus, aber gewiß mit Unrecht, denn kein Muselman darf von seinen Glaubensgenossen zum Sklaven gemacht werden. Nur wenn ein Ungläubiger, wer er immer sey, mit seinem Uebertritt zum Islam wartet, bis er Sklave ist, so bleibt er Sklave.

Aber was ist das Sklaventhum bei den Arabern? Der Sklave wird ein Glied der Familie, oft sogar, wie Dschuma, der Herr vom Hause. Dschuma würde seine Stellung nicht gegen die ausgedehnteste Freiheit vertauscht haben.

Wenn der Sklave reich wird, so kann er sich die Frei-

heit erkaufen; wird er aber wieder arm, so steht ihm und seinen Kindern die Rückkehr in die Familie offen. Wenn er von seinem Herrn, was selten der Fall, schlecht behandelt wird, so beschwert er sich bei dessen Freunden. Diese fordern dann den Herrn auf den Sklaven zu verkaufen. Weigert sich der Herr, so wendet sich der Sklave an den Kadi, der dann einen Machtspruch thut.

Noch mehr; wenn ein Muselman zwei Sklavinnen von ungleichem Temperament oder von verschiedener Nation hat, die nicht mit einander leben können, so wenden sie sich zuerst an die Freunde und nöthigenfalls an den Kadi, der dann gemeiniglich den Verkauf der einen Sklavin verfügt. Sind beide kinderlos, so kann der Herr die eine oder andere verkaufen; ist nur eine von beiden kinderlos, so muß diese verkauft werden. Das Kind, welches die Sklavin ihrem Herrn geboren, ist frei, und die Mutter, die nicht mehr verkauft werden kann, bleibt nur dem Namen nach Sklavin. Nach dem Tode des Herrn ist sie ganz frei.

Nie werden in Arabien die Sklaven so hart und grausam behandelt, wie es in den europäischen Colonien leider oft der Fall seyn soll. Der Herr, welcher das Nichtsthun selbst sehr süß findet, fordert von dem Sklaven nie eine übermäßig schwere Arbeit; er sorgt für seine Bedürfnisse und legt sich selbst zuweilen Entbehrungen auf, um seinen Sklaven ein etwas besseres Loos zu bereiten.

Der Sklave weiß übrigens den Unterschied wohl zu schätzen. Oft hat er unter der Zuchttruthe des Dschellab (Sklavenhändlers) mehre hundert Meilen gemacht, um sich auf den Bazar zu begeben, wo er zum Verkauf ausgestellt wird. Oft geht er sogar von einem Bazar zum andern, ehe er ver-

kauft wird. Dies ist seine Prüfungszeit, während welcher er Alles erdulden muß, was der Mensch erdulden kann, ohne zu sterben.

Der moralische Schmerz ist freilich bei ihm fast gar nicht vorhanden. Aber die Sclavin empfindet einen sichtbaren Widerwillen, sich zu zeigen und betastet zu lassen; dem männlichen Sclaven, der nur aus den Händen des Dschellab zu kommen wünscht, scheint dieser Widerwille fremd zu seyn.

Die den verschiedenen afrikanischen Stämmen anklebenden Mängel verschlimmern freilich oft die Lage des Sclaven; denn wie jung er auch eingefangen wird, so behält er doch seine angeborenen Neigungen. Die Nigritier z. B., in Arabien »Tafurris« genannt, gehen in ihrer Heimat völlig nackt und sind nur durch Zwangsmittel an die ihnen lästige Körperbekleidung zu gewöhnen. Der Kaffer ist im Vergleich mit den übrigen Afrikanern fast blödsinnig zu nennen. Der Mafa steht an Intelligenz wenig höher und ist überdies bössartig. Mehre Stämme sind Menschenfresser und schwer zu civilisiren.

Doch ich kehre wieder zu dem kleinen Abyssinier Dschuma zurück. Am dritten Tage nach unserer Abreise wälzte er sich auf dem Berdeck und schrie fürchterlich. Ich eilte herbei. Seine Lippen waren mit Schaum bedeckt, seine Augen mit Blut unterlaufen, seine Zähne zusammengepreßt. Ich glaubte, er habe einen Anfall von Epilepsie. Alle Passagiere umringten ihn und suchten ihn zu halten. Dies gelang indeß nur der vereinten Kraft von vier herkulischen Negern.

Ich überzeugte mich bald, daß ich mich geirrt hatte. Dschuma's Fuß war über dem Schenkel mit einem Strick zusammengeschnürt und stark angeschwollen, — er war von

einem Scorpion gestochen. Das giftige Insect lag einige Schritte von dem armen Knaben und wand sich zwischen glühenden Kohlen, die man auf ihn geworfen hatte. Es war ein gelber Scorpion, die gefährlichste Gattung unter allen. In Nordafrika findet man fast nur schwarze Scorpione, an der Ostküste die rothen.

Ich rief Selim und befahl ihm meinen Verbindzeug zu bringen. Der Schmerz des Verwundeten war noch größer, als er vernahm, daß keine Hoffnung sey, ihn zu retten. Die Araber wußten kein Mittel mehr; sie hatten den Fuß zusammengeschnürt, dann die Wunde ausgesogen und mit einem glühenden Eisen gebrannt.

Alles dies hatte nichts gewirkt. Dschuma bekam heftiges Nervenzucken, welches zum Starrkrampf führen mußte, wenn nicht sogleich speciifische Heilmittel angewandt wurden.

Man hatte aber zur Magie gegriffen; er mußte Wasser trinken, in welches man einige Blätter des Koran getaucht hatte. Aber auch dieses für untrüglich gehaltene Mittel wirkte nicht. Der Capitän Ali war in Verzweiflung; er würde gern alle seine Weiber gegeben haben, um seinen Abyffinier zu retten. Dschuma sah nun ein, in welcher Gefahr er schwebte und er schrie aus Todesangst noch mehr als aus Schmerz.

Selim brachte mein Verbindzeug und öffnete es vor allen Umstehenden. Der Anblick der verschiedenen Instrumente machte großes Aufsehen, und das Wort »Hakim« (Arzt) ging von Mund zu Mund.

Meine erste Sorge war, mitten unter den Brandflecken die eigentliche Wunde, die nicht größer als ein Nadelstich war, aufzusuchen. Ein kleiner weißlicher Ring bezeichnete die Stelle. Ich machte einen Schnitt mit der Lanzette, aber

das Blut floß nicht; es mußte ein Schröpfkopf aufgesetzt werden.

Unterdessen hatte mir Mohammed ein Fläschchen Alkali gebracht. Ich ließ einige Tropfen dieser Flüssigkeit auf den Einschnitt fallen. Dieses Nektar verurteilte dem Kranken neue heftige Schmerzen; aber ich ließ sein Geschrei unbeachtet und schüttete fünf bis sechs Tropfen Alkali in ein halbes Glas Wasser und zwang Dschuma das Ganze zu trinken.

Nach einer Viertelstunde trat eine Wirkung ein, welche alle Anwesenden mit Bewunderung erfüllte. Der Kranke erbrach sich und schlief ein; sein Puls wurde ruhiger. Dschuma hatte aber alles Gefühl verloren. Anfangs war Ali in Verzweiflung; vergebens betheuerte ich ihm, daß ich für das Leben seines Lieblings bürgte. Der Puls war so matt geworden, daß er für einen Araber gar nicht fühlbar war. Ich ließ aus meiner Reiseschatulle einen kleinen Spiegel bringen und hielt ihn dem Kranken vor den Mund. Das Glas wurde trübe, und alle Anwesenden überzeugten sich, daß Dschuma nicht todt war. Es fragte sich nur, ob er wieder genesen würde. In Arabien ist der Stich eines gelben Scorpions fast immer tödtlich, zumal bei der unter den Eingebornen üblichen Behandlung.

Ich stellte einen Neger als Wache auf, um dem Kranken die Fliegen und Ameisen abzuwehren, und gab Selim den Auftrag mich zu rufen, sobald Dschuma die Augen aufschlagen würde. Da ich wußte, daß dieser Schlaf mindestens zwei bis drei Stunden dauern würde, so ließ ich für den Kranken ein Huhn mit Reis zubereiten.

Fünf Minuten nach seinem Erwachen ließ sich Dschuma das Huhn wohl schmecken; er war geheilt; nur die Brandwunden schmerzten noch.

Ich hätte von dem Capitän Ali Alles verlangen können was ich wollte, er würde mir sogar sein Schiff gegeben haben. Auf der ganzen Seereise und selbst nach der Landung überhäufte er mich mit Artigkeiten. Selim und Mohammed erhielten ein glänzendes Geschenk, welches den Kaufpreis, den er für den Abyffinier gezahlt hatte, gewiß weit überstieg.

Der verunglückte Walfischfang. — Die Jagd in Arabien. — Die Gazelle. — Der Strauß. — Raubthiere und Reptilien in verschiedenen Klimaten.

Wir hatten noch eine sechstägige Fahrt zu machen, ehe wir Rufoda, die letzte Stadt der Provinz Hedschas, erreichen konnten. Nur zwei Tage hatten in die eintönige Ruhe einige Abwechslung gebracht: der erste, wo der Hai gefangen wurde, und der zweite, wo der Scorpion den kleinen Abyffinier stach; die übrigen drei Tage waren mit Hilfe der Selbstverläugnung, die man mit an Bord eines arabischen Küstenfahrers bringen muß, glücklich überstanden. Am sechsten nahm ich meine Jagdflinte und schoß Möven und andere Wasservögel. Wenn ich traf, so sprangen die Neger ins Meer und brachten mir die Beute. Zuweilen traf es sich freilich, daß ein Haifisch dem Neger zuvorkam und den Vogel verschlang. Der Neger, der sich dadurch beleidigt fühlte, griff den Fisch an, der in dem Kampfe immer den Kürzern zog.

Während meiner Jagd bemerkte ich, daß am Bord eine große Bewegung entstand. Alle Leute eilten auf das Vorderdeck. Ich befand mich auf dem Hinterdeck fast allein. Ich wurde neugierig, und bald bemerkte ich am Horizont eine Art

Barke, welche eine Brandung vor sich her trieb. Aber es war auffallend, daß diese Brandung beweglich war und vor der Schaluppe zu wandern schien. Ich ließ mir mein Fernrohr bringen. Selim, der wohl sah, in welcher Absicht ich mein Fernrohr verlangte, suchte mir die Erscheinung zu erklären, aber ich verstand das oft wiederholte arabische Wort nicht.

Das Fernrohr erklärte mir Alles. Die Barke war ein Walfisch und die bewegliche Klippe, welche die Brandung verursachte, war eine dichtgedrängte Schaar Sardellen, welche dem Wal zu entfliehen suchte. Das Ungethüm machte seinen Rachen regelmäßig auf und zu, und spritzte das Wasser durch seine Kiemen hoch empor. Das Erscheinen eines Walfisches im rothen Meere ist ziemlich selten und erregt daher im hohen Grade die Aufmerksamkeit der arabischen Seeleute. Der Wal wäre für die Schiffsmannschaft ein sehr ergiebiger Fang gewesen; der Capitän würde einen Theil, vielleicht ein Viertel für sich genommen, das Uebrige aber den Matrosen gelassen haben. Der Wal war freilich nicht groß, aber man wäre doch zufrieden gewesen, denn er mußte mehr als zweitausend Pfund Ibran liefern.

Es wurde darauf losgesteuert. Man setzte zwei Boote aus, und in jedes derselben stiegen vier Matrosen und ein Harpunier. Unglücklicherweise waren wir auf den Walfischfang nicht eingerichtet. Wir Alle sahen vom Verdeck mit großer Spannung zu. Aber ich bemerkte bald, daß die Seeleute über ihren Fund mehr unruhig als erfreut waren. Der Walfisch, der den Namen »Semel Sonne«¹, d. i. Fisch des Jonas, führte, mochte sie wohl an die schauderhafte Sage erinnern und einige Bedenken in ihnen erregen.

Das eine Boot, in welchem sich unsere verwegesten Walfischfänger befanden, näherte sich indeß dem Wal. Der

Hai war für sie freilich ein alltäglicher, wohlbekannter Feind, mit welchem sich jeder von ihnen wohl zwanzigmal gemessen hatte; der Wal hingegen war ihnen eine unbekannte Größe. Der Wal, der immerfort Sardellen schluckte, schien die beiden heranschwimmenden Nußschalen gar nicht zu beachten.

Endlich war das eine Boot bis auf drei bis vier Meter nahe gekommen, und die Harpune wurde geworfen. Aber die Hand, welche sie schleuderte, war nicht geübt und sicher genug: das Meerungeheuer bekam keine tiefe Wunde, sondern nur eine leichte Verletzung, welche indeß nicht ohne Wirkung blieb, denn der Wal tauchte sogleich unter. Zum Glück wurden die beiden Boote nicht mit in die Tiefe gerissen.

Man wartete mit einiger Spannung, wo der Wal wieder zum Vorschein kommen würde. Nach zehn Minuten tauchte er etwa dreihundert Meter hinter dem Schiffe auf. Die Mannschaft der beiden Boote war inzwischen kühner geworden. Sie verfolgten den Wal, und der Capitän ließ die Segel einziehen.

Wir waren der Küste so nahe, daß wir die Häuser und Palmen des kleinen Hafentortes List, des letzten auf dem Gebiet von Meffa, deutlich erkennen konnten. Wir befanden uns mitten in der Gruppe der »Schwesterinseln«, welche nur zeitweise von Fischern bewohnt werden. Diese Inseln sind reich an Gazellen, und ich bekam Lust, ans Land zu steigen und auf die Jagd zu gehen. Ich rief das eine Boot an und ließ ihm durch den Capitän Befehl geben, mich auf der nächsten Insel abzusetzen. Ich nahm meine Doppelflinte und ließ mich von Selim und einem Neger begleiten. Das

Boot setzte uns ans Land und ruderte wieder auf den Wal-
fisch los.

Die Inseln sind mit Gummibäumen, Mimosen und an-
deren Gesträuchen bewachsen. Betretene Pfade finden sich nur
an der Küste. Außer den Fischern gibt es noch eine andere Be-
völkerung, welche ebenfalls einen beständigen Vernichtungsk-
rieg gegen die Fische führt. Alle Seeraben, Pelikane, Möven,
Iltis und Störche des rothen Meeres scheinen sich hier ein
Stelldichein gegeben zu haben. Aber ich hatte zu diesen Fisch-
fängern so wenig Appetit wie zu dem Haifischragout und ließ
ihnen das Vergnügen mich anzustauen. Ich ging aus Neugier
in einige Grotten, aus denen ich eine Menge Fledermäuse von
der Größe eines Huhnes verjagte. In denselben Felsenspal-
ten waren auch zahllose Bienenschwärme, die einen sehr com-
pacten weißen Honig liefern. Dieser Honig, welcher sich in
Folge der Hitze von dem Wachs scheidet, wird von den Ara-
bern sehr geschätzt.

Unter den gefiederten Bewohnern erkor ich einige wilde
Gänse, die ich erlegte und dem Neger auf die Schultern lud.
Von Zeit zu Zeit sah ich Thiere von der Größe einer Kage
von einem Baum zum andern springen. Ich hielt sie für
große Eichhörnchen. Ich schoß eines vom Baum herunter.
Selim lief um es zu holen, aber er kam zu spät; einige an-
dere dieser behenden Springer schleppten laut schreiend ihren
todten oder verwundeten Kameraden fort. Der Neger ver-
sicherte es wären Affen; sie gehörten aber einer mir nicht be-
kannten Art an.

Diese Affen suchten vorzugsweise die Melonenbäume
auf, deren wohlschmeckende, erfrischende, den Gurken ähnliche
Früchte ihnen sehr zu munden scheinen. Die Araber haben

mich immer vor dieser Frucht gewarnt, sie behaupten, man bekomme das Fieber davon.

Inzwischen verging die Zeit und ich hatte noch keine Gazelle geschossen. Ich ging weiter und kam an einen kleinen Teich, in welchen sich alle Bäche der Insel ergießen. Ich fand ganz frische Gazellenfährten. Wir versteckten uns an einer Stelle, wo der Wind günstig war. Nach einer Viertelstunde kamen zwei Gazellen aus dem Gebüsch und näherten sich dem Teiche. Sie waren kaum sechzig Schritte entfernt; ich hoffte sie beide zu erlegen. Ich schoß; es fiel nur eine; die andere schien angeschossen zu seyn, aber sie lief in den Wald zurück und ich verlor sie aus den Augen. Ich wollte ihr nachsehen, aber ich hörte die Stimmen der Bootsleute, die mich riefen.

Die Walfischjagd war beendet. Der Capitän Alwünschte die Reise fortzusetzen und ließ mich rufen. Ich antwortete den Bootsleuten, welche ans Land stiegen. Wir durchsuchten das Gebüsch und fanden bald die zweite Gazelle. Ich hatte in der kurzen Zeit eine schöne Beute gemacht: drei wilde Gänse und zwei Gazellen. Auf dem Wege zur Küste schoß ich noch eine Trappe, von den Arabern »Hubara« genannt.

Eine Viertelstunde nachher waren wir wieder am Bord. Während der Ueberfahrt erzählten mir die Bootsleute das Resultat der Walfischjagd. Das eine Boot hatte sich dem Wal auf etwa zwei Meter genähert und der Harpunierer hatte dieses Mal gut getroffen. Der Wal war unter dem Wasser verschwunden und hatte das etwa sechzig Meter lange Seil mit fortgerissen. Am Ende des Seiles war eine Kürbisflasche befestigt, welche, auf dem Wasser schwimmend, die Richtung, die der Wal nehmen würde, anzeigen sollte. Aber der Wal war bis auf den Meeresgrund hinuntergegangen und die Kürbisflasche war verschwunden. Vielleicht legte er ein paar

Seemeilen zurück, ehe er wieder auftauchte; auf welcher Seite würde er wieder zum Vorschein kommen? Diese Frage war unmöglich zu beantworten, zumal für die Araber, die vom Walfischfang sehr wenig verstehen. Unsere Mannschaft verlor daher den Muth und nachdem sie eine halbe Stunde vergebens gewartet, hatte sie die Jagd aufgegeben.

Sobald ich an Bord kam, wurden nach arabischer Sitte mit lautem Geschrei und unter Anrufung Mahomet's die Segel aufgespannt.

Die Jagd war auf meinen Reisen für mich nicht immer ein Vergnügen, sondern oft eine Nothwendigkeit; denn mehr als einmal hätte ich mit meinen Dienern fasten müssen, wenn uns der Ertrag meiner Jagd keine Mahlzeit geliefert hätte. Auch dieses Mal wurde meine Rückkehr mit lauter Freude begrüßt: ich brachte für zwei oder drei Tage frisches Fleisch. Wäre ich ein Christ gewesen, so würde Niemand einen Bissen von dem mitgebrachten Wildpret gegessen haben; aber ich war Muselman und man setzte voraus, daß ich beim Abdrücken des Gewehrs die unerläßlichen Worte: »Bismillah, Allah akbar« (Im Namen Gottes, Gott ist groß) gesprochen.

Wenn das Wild noch lebt, so muß ihm der Jäger, dem Geseze des Korans gemäß, die Halsader durchschneiden; aber das Messer muß sehr scharf seyn, damit das Thier nicht gequält werde. Daher werden die Messer stets sehr sorgfältig geschliffen. Die Araber pflegen gemeiniglich zwei Messer, ein großes und ein kleines, bei sich zu tragen. Mit dem größern kämpfen sie und schlachten die großen Thiere ab; mit dem kleinen machen sie schwächern Thieren den Garaus.

Die Araber sind kein Jägervolk; Wildpret ist nicht ihre Hauptnahrung; sie essen das Fleisch der Schafe, Kamehle, Ziegen und Hühner. Rindfleisch ist nach ihrer Meinung nicht

gesund und wird fast gar nicht gegessen, wenigstens nicht in den Häusern der Reichen. Man hält Ochsen zum Ziehen und Kühe zum Melken. Das Fleisch der Büffel wird indeß häufig gegessen. Die Araber jagen daher nicht, um ihre Kühe mit Wildpret zu versehen, obgleich sie die erlegten Thiere fast ohne Ausnahme essen. Sie verzehren sogar das Fleisch der Hyänen und Löwen, sie glauben dadurch muthiger zu werden. Den Panther essen sie nicht, weil er der Katze ähnlich ist. Stachelschweine sind für sie ein Rekerbissen; einige Stämme richten sogar Hunde für diese Jagd ab. Gazellen, Strauße und Hasen werden zu Pferde oder auf Dromedaren und mit Hilfe von Windhunden verfolgt. Am schwersten ist die Gazelle zu erreichen; sie ist außerordentlich scheu und flieht bei der geringsten Störung mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Windhunde verfolgen sie oft mehrere Stunden lang, ehe sie das behende Thier fangen. Der Jäger schneidet ihm den Hals ab, spricht die vom Koran vorgeschriebenen Worte, weidet das Thier aus und gibt den Hunden das »Jägerrecht« wie ein europäischer Weidmann. — Wo viele Gazellen sind, findet man auch Löwen und Panther.

Am eifrigsten wird auf den Strauß Jagd gemacht, denn kein Thier ist mehr geeignet, die Habsucht des arabischen Jägers zu reizen. Der Strauß liefert ihm seine Federn, sein Fleisch und das Mark seiner Beinröhren, welches sorgfältig aufbewahrt und als Wundpflaster und zu Einreibungen bei rheumatischen Leiden benützt wird. Wenn der Jäger ein Straußennest aufgefunden hat, gräbt er ein Loch in den Sand, setzt sich hinein und lauert den Straußen auf. Außer der Brütezeit sucht man deren Fährte wie die Fährte der Wölfe oder wilden Schweine. Der aufgejagte Strauß flieht vor dem Reiter und der beste arabische Renner holt ihn oft nur mit Mühe ein.

In seinem raschen Lauf wirft er die Steine, die ihm unter die Füße kommen, hinter sich her. Er hat in den Füßen und Flügeln eine ungeheure Kraft und könnte mit einem Fußtritt oder Flügelschlage den stärksten Mann zu Boden werfen. Wenn ein Neger in Nubien eine Strecke Weges in sehr kurzer Zeit zurückzulegen hat, so besteigt er einen Strauß, hält sich am Halse und lenkt mit einem Stabe.

Nach einem zweistündigen Lauf wird der Strauß müde; er steht dann plötzlich still, wankt und fällt zu Boden. Man betäubt ihn durch einen Stockschlag und macht den vorschriftsmäßigen Schnitt in den Hals.

Die schönen schwarzen Federn, welche in Europa so geschätzt werden, liefert der männliche Strauß; das Weibchen ist grau. Der erstere setzt sich oft zur Wehre, zumal wenn er Junge hat, und der Jäger findet an ihm oft einen gefährlichen Gegner.

Sobald der Strauß erlegt ist, wird ihm, mit möglichster Schonung der Federn, die Haut abgezogen. Ein schönes Straußenfell wird mit fünfundsiebzig bis achtzig Francs, also ebenso theuer wie ein Pantherfell bezahlt. In Abyssinien, wo die Löwen und Panther überaus häufig sind, kostet eine Löwenhaut vierzig, ein Pantherfell fünfundzwanzig Francs.

Die Strauße haben sich seit einer Reihe von Jahren sehr vermindert; denn man jagt nicht nur den Strauß, sondern man sucht auch die Eier, theils um sie zu essen, theils um Verzierungen für Moscheen, Mergelns und Trinkbecher daraus zu machen.

Der berühmte Löwenjäger Gérard hat über den König der Vierfüßler das Interessanteste und Lehrreichste geschrieben, was die Literatur aufzuweisen hat. Ich habe, wie er,

von dem Löwen und Panther, so wie von anderen in Afrika nicht einheimischen Thieren zu reden, namentlich von dem Elephanten, von der Straffe, von dem Tiger und dem Luchs. Meine Beobachtungen stimmen in gewissen Punkten mit denen des berühmten Jägers nicht überein, weil der Löwe im Atlasgebirge, unter dem 34. Grade nördlicher Breite, ein ganz anderer ist, als in Sudan, wo er nur 12 Grade vom Aequator entfernt ist. In einem kältern Klima sind die Thiere der gleichen Gattung wilder und blutdürstiger, als in heißeren Ländern: der graue amerikanische Bär ist bei weitem gefährlicher, als der Bär in den Alpen und Pyrenäen. Ebenso ist der Löwe im Atlasgebirge und am Cap viel blutdürstiger als in Nigritien, wo die Hitze bis auf fünfzig Grad steigt.

Bei den Reptilien findet das Gegentheil statt: das Gift derselben scheint sich erst in der Nähe des Aequators zu entwickeln. Die Hornschlangen, die sich im Pariser Museum befinden, wurden nur von Beduinen der großen Wüste gebracht, wo die Hitze so groß war, daß eine meiner Flinten durch die Wirkung der Sonnenstrahlen losging. In Kordofan gibt es eine Schlangenart, deren Biß nach wenigen Minuten tödtet. Die Araber nennen sie »Hanesch-el-Agel«, die schnelle Schlange, das ist die schnell tödtende. Der Stich der Scorpione ist in Italien wohl schmerzhaft, aber nicht gefährlich; in Tunis und Egypten stirbt man zuweilen daran; in Mekka kommt man sehr selten mit dem Leben davon, wenn nicht schleunige und wirksame Mittel angewendet werden. Im Dattellande, zu Bassora und Bagdad wurde ich von einer großen Wespe am Fuß gestochen; das ganze Bein wurde so dick wie ein starkes Ofenrohr und ich mußte vierzehn Tage das Bett hüten. Dieser Wespenstich hat einen

schwarzen Fleck zurückgelassen, der bei großer Hitze noch jetzt schmerzt. In Kordofan wurde ich von einer Natter am Knie gebissen und schwebte in großer Lebensgefahr. Die Narbe ist schwarz und macht mir noch jetzt zuweilen Schmerzen. Die in Europa ganz harmlose Eidechse wird in Arabien und Indien giftig. Die in Frankreich noch erträglichen, in Italien schon lästigen Moskito's verursachen in Arabien durch ihren Stich sehr heftige Schmerzen und Entzündungen, so daß zuweilen die Amputation eines Fingers nothwendig wird. Sogar unsere unschädliche Fliege kann den Brand einer Wunde verursachen. Ebenso ist es Thatsache daß Schußwunden in heißen Ländern zehnmal schwerer heilen, als in einem gemäßigten Klima.

Zeitvertreib der Moslims. — Klafefische. — Riesenschildkröten. — Der Vulkan Dschebel-Tarr. — Der Golf von Osea. — Die Insel Kameran. — Die Termiten. — Die Seeschlange. — Die geschwärtzten Menschen. — Das Einhorn. — Das „Ago.“

Der Capitän Ali hatte mich rufen lassen, weil der Landwind, der sich jeden Nachmittag erhob, gerade an diesem Tage ungewöhnlich stark blies. Ali wollte diesen günstigen Wind benützen. Wir hatten in sechs Tagen kaum hundert Seemeilen gemacht. Denn in der Nacht gehen die Fahrten auf dem rothen Meere sehr langsam, was dem echten Moslim freilich sehr gleichgiltig ist; nur in Europa hat die Zeit einen Cours an der Börse; der Moslim hat mit Gottes Willen die Reise angetreten, er wird das Ziel erreichen, wenn es Allah gefällt. Er langweilt sich nie. Wenn er die Pange- weile kommen sieht, zündet er seine Pfeife an; ist die Pfeife

ausgebrannt, so spielt er Dame oder Schach; ist er des Spiels überdrüssig, so schläft er. Der Schlaf ist für ihn das zweite Leben, wenn nicht das erste. Im wachen Zustande denkt er selten, im Schlafe träumt er desto mehr. Die Träume haben von jeher im Orient eine große Rolle gespielt. Man denke nur an den von Joseph erklärten Traum Pharaos. Jupiter schickte, wie Homer erzählt, dem Agamemnon einen Traum zu. In allen Tragödien des Aeschylos, Sophokles und Euripides nehmen die Träume eine wichtige Stelle ein.

Träume sind den Orientalen so unentbehrlich, daß sie Mittel erfunden haben, wachend zu träumen und sich in den seligen Zustand zu versetzen, den sie »Kief« nennen. Dies geschieht mittelst des »Hadschisch,« eines mit Hanfblättern vermischten Backwerkes. Die gemeinen Araber nehmen sich nicht die Mühe, dieses Backwerk zu bereiten, sondern trocknen die Blätter und mischen sie unter den Tabak.

Ein anderes Narcoticum ist das Blatt einer dem Theestrauch ähnlichen Staude, »Kâf« genannt. Das Blatt wird weder getrocknet noch geraucht, sondern gekaut, und ist eben so berauschend wie Hadschisch. In den Straßen von Mokka und Hodeida sieht man Araber mit einem Zweige unter dem Arm gehen; sie pflücken die Blätter und kauen sie. Das Blatt ist dick, dunkelgrün und glänzend wie die Camellienblätter.

Unter der Schiffsmannschaft wie in anderen Gesellschaften sind immer Erzähler und Possenreißer, welche die Uebrigen unterhalten. Mit wunderbaren Geschichten, Possen, Hadschisch, Schach- und Damenspiel würde ein Muselman die Reise um die Welt machen, ohne sich einen Augenblick zu langweilen. Ich gestehe, daß ich in dieser Beziehung ein schlechter Muselman war. Ich spielte nicht, rauchte keinen

Gabſchiſch und faute keinen Käf; Schobuf und Klinte waren meine einzigen Zerſtreuungen. Ich ſaß mit der Bernſteinspitze im Munde, mit der Doppelflinte in der Hand, auf dem Hinterdeck und ſchoß von Zeit zu Zeit nach einem vorüberfliegenden Vogel oder nach einem auftauchenden Fiſch. Ich erhob mich, um zu ſehen, ob ich getroffen, und legte mich wieder auf meine Matte.

Der friſche Wind, der uns acht bis zehn Knoten in der Stunde vorwärts brachte, wurde daher von mir mit Freude begrüßt. Gegen Sonnenuntergang ſahen wir Kuſoda, den legten von den ſtärker beſetzten Poſten, hinter deſſen Wällen ſie eine Beſatzung von drei- bis vierhundert Albanefen hatten. Kuſoda iſt der Stapelplatz der aus Aſſir kommenden Waaren. Hier verſchwinden die Wüſten des ſtämmigen, und beginnen die grünen Gefilde des glücklichen Arabiens. Der Boden verändert ſich; man findet wieder Humuſerde, von den Bergen fließen einige Bäche herab, und die Einwohner ſind nicht mehr excluſivlich auf Brunnen angewieſen. Gegen Aden bekommen die Berge ein vulkanisches Anſehen. Die ganze jüdl. Gebirgskette ſoll Eiſen, Kupfer, Steinkohlen und Steinſalz in großer Menge enthalten; aber nur das Steinſalz wird von den Arabern benützt, freilich in ſehr mangelhafter Weiſe; wer etwas braucht, bricht es los, thut es in Körbe oder Stöcke und führt es auf Geſeln und Kameelen nach Hauſe.

An der Küſte von Hedſchas ſind weniger Klippen, daher fuhren wir ſelbſt in der Nacht ſehr ſchnell. An den in der Dunkelheit ſimmernden Lichtern erkannten wir den kleinen Hafenort Hali, an der Grenze des glücklichen Arabiens. Von Zeit zu Zeit wurden wir durch ein Geräuſch, welches der

Bewegung einer starken Dampfmaschine ähnlich war, aus dem Schlummer geweckt. Es waren Blasefische, die uns nach ihrer Art glückliche Reise wünschten. Außerdem sah ich in der sternenhellen Nacht, daß unsere Matrosen ein großes Netz ins Meer warfen und schwere Gegenstände auf das Verderf zogen. Sie hatten zwei große Schildkröten gefangen, welche im Süden des rothen Meeres sehr häufig sind. Mehr als einmal, wenn ich eine in der Nähe sah, hatte ich den Versuch gemacht, ihr den Kopf mit einer Kugel zu zerschmettern; aber es war keineswegs leicht, denn die Schildkröten tauchten unter, sobald sie den Blitz aus meiner Flinte sahen. Man fing in der Nacht drei solcher Riesenschildkröten, von denen die kleinste achtzig, die größte gegen zweihundert Pfund schwer seyn mochte. Ich habe Schildkröten von vierhundert Pfund gesehen. Ich freute mich, denn wir hatten für den folgenden Tag frisches Fleisch. Selim wußte aus den Schildkröten ein sehr schmackhaftes Ragout mit Butter, Eigelb, Pfeffer, Salz und Gewürznelken zu bereiten. Das Gericht schmeckt wie Kalbskopf. Die Araber pflegen die Schildkröten mit Rosinen, Mandeln, Datteln und Butter zu kochen. Eine unserer Schildkröten hatte etwa fünfzig Eier, die auf Kohlen geröstet wurden.

Bei Tagesanbruch sahen wir die Insel Gaffer = Farfan, die etwa sieben Meilen im Umfange haben mag. Im Innern erheben sich steile, wildromantische Berge. Wir fuhren nahe an der Ostküste vorüber, so daß ich die Fischerhütten und Maisfelder ohne Fernrohr erkennen konnte.

Der Wind trieb uns gegen die Insel. Wir mußten laviren und uns nach Osten wenden. Ich wollte überdies im Hafen von Dschisan landen, weil ich von dort nach der nur

sieben Stunden entfernten Residenz des Scherifs Hussein reisen wollte.

Wir liefen ohne Schwierigkeit in den Hafen ein, der durch eine kleine Citadelle mit zwölf Mann Besatzung geschützt ist. Das am Fuße der Bergkette liegende Dorf hat etwa hundert Häuser. Auf einem der Vorberge steht eine zweite größere Citadelle. Ich schickte Selim zum Commandanten. Er hatte noch keinen Befehl erhalten, mir die nöthigen Transportmittel nach Abu-Arisch zur Verfügung zu stellen, überdies wollte er mich nicht ohne eine förmliche Bewilligung des Scherif Hussein, seines Verwandten, weiter reisen lassen. Ich mußte mich daher wieder einschiffen und bis nach Loheia fahren. Ich verlor durch die Saumseligkeit Hussein's fünf Tage Zeit und mußte einen Umweg von hundert Lieues machen. Ein Gilbote, der den Weg von Abu-Arisch nach Dschisan in einer Stunde machen konnte, würde mir diesen Umweg erspart haben. Ich tröstete mich indeß bald, denn ich hatte unterwegs den prächtigen Anblick eines feuerspeienden Vulkans.

Um zwei Uhr in der Nacht weckte mich Selim aus meinem unruhigen Schlummer mit dem Ruf: »Dschebel-Naar!« (Feuerberg.) Ich richtete mich auf und sah in der That den östlichen Himmel geröthet. Es war der Vulkan Dschebel-Tarr, den ich auf meiner Karte bezeichnet hatte. Der Dschebel-Tarr hat, wie der Vulkan auf Stromboli, nur sehr kurze Unterbrechungen zwischen seinen Eruptionen, die übrigens keineswegs mit heftigen Erderschütterungen begleitet sind, wie die Ausbrüche des Vesuv und Aetna.

Die Araber sehen nur die Wirkungen der Vulkane, die Ursachen sind ihnen ganz unbekannt. Ein solches Phänomen am rothen Meere macht auf ihre Phantasie natürlich einen

großen Eindruck. Jeder von ihnen weiß über den Vulkan eine Sage zu erzählen. Einige behaupten, Eva sey nach dem Sündenfall auf dem Gipfel des Dschebel-Larr gestorben, und das Grab der Mutter des Menschengeschlechts werfe das Feuer und die Lava aus. Wenn es eine Allegorie ist, so ist sie nicht schlecht gewählt. Andere betrachten den Krater ganz einfach als eine Pforte der Hölle, aus welcher Abends, wenn wichtige Ereignisse bevorstehen, die Teufel hervorkommen und in der Gestalt von Irrlichtern die Umgegend durchheilen.

Wir sahen die Flammen bis Tagesanbruch; dann blieb hinter uns nur noch eine Rauchsäule sichtbar.

Oheia, wo wir die Anker warfen, ist von Norden her der zweite Hafenplatz der Provinz Zemen. Der Hafen ist versandet, aber gleichwohl viel wichtiger als Ohesan. Der Golf ist der schönste und größte am rothen Meere. Die bewohnte und ziemlich gut angebaute Insel Kameran schützt ihn gegen die Westwinde. An der Küste dieser Insel sieht man die Ueberreste phönizischer Bauwerke und türkischer Forts. Diese Küste mit dem Golf von Oheia ist die reizendste Landschaft am ganzen rothen Meere.

Die Araber hegen für diese Insel eine gewisse Verehrung; sie ist ein gelobtes Land, ein irdisches Paradies, wo ein Europäer den reizendsten Aufenthalt schaffen würde; denn man findet dort den Olivenbaum, die Baumwollstaude, die Sykomore, den Bananenbaum, den Pfirsich- und den Aprikosenbaum, die Platane, den Citronenbaum, die Korkeiche, den Orangenbaum, das Zuckerrohr. Der Mais erreicht eine Höhe von zehn Fuß, und der Weinstock trägt ungeheuer große, köstliche Trauben.

Die Insel wird nur von arabischen Landleuten und Fischern bewohnt. Der Scherif von Abu-Arisch hat hier ein

Haus, kommt aber nie hieher. Sie ist etwa fünf Meilen lang und eine Meile breit und verschließt sammt einigen kleinen Silanden den Golf so vollständig, daß nur im Süden und Norden zwei schmale Durchfahrten bleiben.

Die Phönizier, welche die Wichtigkeit dieses Punktes wohl zu schätzen wußten, legten hier eine kleine Festung an, von welcher noch die Ueberreste zu sehen sind. Einige zu Oheia, auf der Insel Kameran und auf den beiden Silanden Ormuk und Saphida errichtete Batterien würden den ganzen Golf vertheidigen.

Alle diese größern und kleinern Inseln sind, trotz ihrer üppigen Vegetation, vulkanischen Ursprungs und haben mehre warme Quellen. Auch zu Ohesan befindet sich mitten unter Korallenriffen eine heiße Quelle. Die Araber lassen das Wasser kalt werden und verdunsten, um es wie gewöhnliches Wasser zu trinken.

Auf diesen Inseln finden sich Hasen, die kleiner sind als die unsrigen, Repphühner, Schnepfen, wilde Gänse und Enten im Ueberfluß, aber auch sehr giftige Schlangen und ein röthlicher Scorpion, dessen Stich selbst bei zweckmäßiger Behandlung fast immer tödtlich ist. Eben so gibt es hier die Alles verheerenden weißen Ameisen, die sogenannten »Termiten«, welche in zahllosen Schwärmen das Land durchziehen und gegen deren Verwüstungen alle bisher angewandten Mittel fruchtlos geblieben sind. Der Instinct dieser Insecten ist in der That wunderbar. Auf ihren Raubzügen geht der König an der Spitze der Schaar mit seinen Trabanten, welche größer sind als die übrigen; der König selbst ist der größte unter allen. Der Dienst ist so gut organisirt wie bei einer Armee. Die Termiten halten vorzugsweise an einsamen Orten an; wenn sie ermüdet sind oder einen weiten Marsch zu machen haben,

lösen sie einander ab: die mit Korn oder anderer Beute beladene Ameise legt ihre Last ab, welche sodann von einer andern genommen wird. Auf dem ganzen Wege werden die Arbeiten durch eigens gewählte Aufseher überwacht: sie zwingen die Faulen zur Thätigkeit, kommen denen, die in Verlegenheit sind, zu Hilfe und schicken nöthigenfalls Hilboten ab, um Verstärkungen zu holen. Wenn zu viele Junge da sind, so trennen sie sich von dem Hauptschwarm und bilden eine neue Colonie.

Die Termiten nisten entweder in hohlen Baumstämmen oder sie bauen sich kegelförmige, in viele Kammern und Gänge getheilte, zehn bis zwölf Fuß hohe Lehmhütten, welche sie aber von Zeit zu Zeit verlassen, um Felder, Pflanzungen, selbst Häuser zu zerstören. Wie bei den gewöhnlichen Ameisen unterscheidet man Männchen, Weibchen und Geschlechtslose, welche letztern die Mehrzahl bilden und die Arbeiten verrichten. Die Weibchen sind unglaublich fruchtbar, sie legen fünfzig- bis sechzigtausend Eier.

Diese großen Ameisen sind nebst den Ratten die größte Landplage. Diese Ratten, welche eine Länge von dreißig Centimetern erreichen, leben im freundlichsten Einverständnis mit den Katzen, die ihnen nichts zu Leide thun und mit ihnen schlafen und fressen. Es sind wahre Hausratten, die gar nicht zu vertreiben sind. Im Orient stellt man den schädlichen Thieren überhaupt wenig nach. Die meisten dieser Ratten haben einen Bisamgeruch. Ihre Lieblingsnahrung sind die Datteln; sie vereinigen sich, wie die Termiten, zu großen Schaaren, um in der Nacht ihre Raubzüge zu machen. Sie haben gemeinsame Höhlen, in welche sie ihre Beute schleppen.

Auf einer der Fahrten, die ich während meines Aufenthaltes zu Hodeida nach der Insel Kameran machte, sah ich ein viel selteneres und merkwürdigeres Thier. Ich sah ganz

gemächlich in der Barke und betrachtete die malerische Umgebung, als plötzlich die Ruderer anhielten. Man rief mich nach vorn hin und zeigte mir eine enorme Schlange, die etwa fünfzig Schritte von uns in zusammengerollter Stellung auf den Wellen schwamm. Sie bildete einen vollkommenen Kreis, in dessen Mitte sich ein platter, eckiger Kopf erhob. Ich hatte meine Jagdflinte bei mir. Ich wollte weiter fahren, aber die Ruderer weigerten sich hartnäckig, ich konnte sie nur mit Mühe bewegen, nicht umzukehren. Wir blieben wenigstens auf derselben Stelle und ich konnte das Thier mit Muße betrachten. Es mochte fünfzig bis sechzig Fuß lang und achtzehn bis zwanzig Zoll dick seyn. Der Kopf war so dick wie ein Kindskopf; die drei bemerkbarsten Farben waren roth, schwarz und weiß. Der Bauch war gelb und schwarz. Die Schuppen waren sichtbar.

Die Araber kannten diese Schlangenart, die nach ihrer Behauptung zwei Füße und zwei Flossen haben soll. Dies bezweifle ich, denn trotz meiner Aufmerksamkeit sah ich nichts dergleichen. Sie zählen dieses Thier zu den Amphibien und behaupten, es bewege sich mit Hilfe seiner Füße auf der Erde fort; es stelle hauptsächlich den Schafen und Ziegen nach.

Die Schlange schien sich um unsere Anwesenheit gar nicht zu kümmern, sondern einer Menge über ihr fliegender Seevögel ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Die Vögel kamen ihr endlich ganz nahe und ihr Kopf fuhr so schnell in die Höhe, daß sie eine Möve erhaschte und verschlang. Dabei konnte ich deutlich ihre mit Zähnen besetzte Kinnlade sehen.

Dann nahm sie wieder ihre ruhige, lauernde Stellung an. Die Seevögel, die sich etwas entfernt hatten, kamen wieder näher und umflatterten sie. Dasselbe Schauspiel erneuerte sich drei- bis viermal mit derselben Sorglosigkeit von

Seiten der Vögel und mit derselben Schnelligkeit von Seiten der Schlange. Ich benützte den Augenblick, wo sie den dritten oder vierten Vogel verschlang, um nach ihr zu schießen. Ich weiß nicht, ob und wo sie von der Kugel getroffen wurde; aber sie entrollte sich und schwamm auf dem Wasser fort. Die Araber schrien laut und ruderten aus allen Kräften auf die Insel Kameran zu.

Später, im indischen Meere, am Bord der Corvette »Gormoran«, welche mit den in den Trümmern von Ninive aufgefundenen Basreliefs zurückkehrte, hatten wir eine zweite Erscheinung dieser Art; nur mochte die Schlange, obgleich von derselben Art, etwa zwanzig Fuß kürzer seyn, als die erste.

Eine dritte sah ich unweit der Küste von Mosambique, während ich mich am Bord einer Brigg des Iman von Mascate befand. Diese war noch größer als die erste, die ich im rothen Meer gesehen hatte. Ich habe in Sennaar, Kordofan, in der Sahara und zu Biscara oft von diesen Seeschlangen gehört und die Personen, welche mir davon erzählten, hatten durchaus kein Interesse mich zu täuschen. Ich zweifelte, ungeachtet aller Versicherungen, an der Existenz dieses Thieres; aber viele Araber behaupteten, daß sie aus eigener Erfahrung urtheilten. Der Sultan Abd-el-Rahman ben Dschelab bestätigte die Wahrheit dieser Aussagen. Ich weiß wohl, daß die Stubengelehrten die Seeschlange für eine Fabel halten werden, ebenso wie sie die Existenz der geschwänzten Menschen und des Einhorn geläugnet haben. Die geschwänzten Menschen sind jetzt eine nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache. Vom Einhorn habe ich kein lebendes Exemplar, wohl aber eine Haut gesehen; ich habe das schon von Herodot erwähnte vermeinte Horn genau untersucht. Es ist kein Horn, sondern ein fleischiger Auswuchs, der aber sehr hart wird,

wenn das Thier in Buth kommt, und dann eine gefährliche Vertheidigungswaffe ist. Das Einhorn, dessen Haut ich hatte, mochte die Größe eines kleinen Esels haben, aber es hatte gespaltene Klauen, wie die gehörnten Thiere. Dieses angeblich fabelhafte Thier findet sich in den Ländern nahe am Aequator, namentlich in Mandana, Loggum und Donga. In denselben Ländern gibt es noch ein vierfüßiges Thier, das »Ago«, welches den europäischen Naturforschern ganz unbekannt ist und Hörner hat, welche so gutes Elfenbein liefern, wie die Zähne des Elephanten und des Nilpferdes. Ein arabischer Prinz, den ich auf meiner letzten Reise nach Tuggurth begleitete, hatte Jagd auf diese Thiere gemacht und Herrn Sidor Geoffroy St. Hilaire eine Zeichnung davon gegeben. Dieser Prinz, ein Sohn des Königs von Fezzan, heißt Mohammed Ben Sultan Abd'el Dschellil und spielt gegenwärtig die Hauptrolle in den Ereignissen zu Tripoli. — Das Wort »Ago« bedeutet im Arabischen »Elfenbein«.

Das Land Jemen. — Der Scherif Hassan und seine Familie. — Abreise von Loheia. — Abschied von dem Scherif Hassan. — Eine Station in der Wüste. — Die rasenden Kamehle. Die arabischen Hirten.

Zu Loheia betrat ich endlich die Provinz Jemen, die in zwei Theile zerfällt: in das Flachland (Theama) und das Gebirgsland (Dschebel). Die Hauptstadt des Flachlandes ist Mokka, die des Gebirgslandes Sana. Beide Hauptstädte sind in gerader Linie etwa siebenzig Lieues von einander entfernt. Der Scherif Hussein ist Statthalter des Flachlandes; der

Iman von Sana hat die Verwaltung des Gebirgslandes. Letzteres ist fruchtbar und ziemlich gut angebaut, es ist das sogenannte »glückliche Arabien«. Das Flachland hat weniger Anspruch auf diesen Namen; die Hälfte desselben, nemlich das ganze Küstenland, ist keiner Cultur fähig. In der unmittelbaren Nähe von Hodeida, Mokka, Soheia und anderer Küstenstädte findet man indeß einige Palmen, Sykomoren, Gummi- und Mannabäume.

Hodeida, wo ich landete, hat einen geräumigen, sicheren Hafen, in welchen fast alle aus dem rothen und indischen Meere, aus dem persischen Golf und von der Ostküste Afrika's kommenden Schiffe einlaufen. Es ist einer der ersten Stapelplätze des Landes Jemen, insbesondere für Kaffee, Gummi, mekkanischen Balsam, Baumwolle, Mais, Tabak, Rosinen, Datteln und Getreide. In der Obstzeit findet man hier große Massen von Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen, Äpfeln, Birnen, Orangen, Citronen, Granatäpfeln, Bananen u. s. w.

Die Häuser liegen größtentheils in Trümmern. Die Stadt hatte wiederholte Belagerungen auszuhalten gegen Mehemet-Ali, der mit Hilfe seines zweiten Sohnes Jussuf Pascha und seines Adoptivsohnes Ibrahim Pascha gegen die Wahäbiten, die sich sowohl in Mokka als im Gebirgslande mehrere Jahre hielten, zu Felde zog. Die moslemischen Puritaner wurden in ihr Heimatland Nedsched zurückgeworfen, wo sie, von neuem erstarkt, wieder eine drohende Haltung angenommen hatten.

Das Land Jemen hat von Norden nach Süden eine Länge von 190, von Osten nach Westen eine Breite von 90 Meilen, es grenzt im Westen an das rothe Meer, im Osten an Adramaut, im Norden an Hedschas, im Süden an das indische Meer und das Land Aden. Die Einwohner, deren

Zahl sich auf zwei Millionen beläuft, sind theils sesshaft, theils Nomaden. Sie sind Befenner des Propheten, gehören aber zu der nicht orthodoxen Secte der Seiditen.

Das Klima ist mehr feucht als trocken und wegen der zum Theil bewaldeten Gebirge sehr veränderlich. Diese Gebirge, insbesondere die östlichen, enthalten reizende, fruchtbare Thäler, in denen der Kaffeebaum wild wächst. Am besten angebaut sind die Thäler des sogenannten »schwarzen Gebirges« — Dschebel-Gsuad. Die Gebirge enthalten Eisen, Schwefel, Steinsalz, Salpeter, Carneole und etwas Gold. In den Wäldern hausen Löwen, Panther, Hyänen, Schakals, Wölfe und Luchse, welche den Antilopen, Gazellen, Hasen und den im Orient so hoch geschätzten wilden Eseln sehr gefährlich sind.

Das wichtigste Hausthier ist das einbuckelige Kamehl, welches mit dem einbuckeligen Dromedar nicht zu verwechseln ist. Das zweibuckelige Dromedar findet sich nur in China.

Am 28. September 1843 kam ich in Loheia an. Hier erwartete mich der Scherif Hassan, Schwiegersohn des Scherif Hussein, der ihm Befehl gegeben hatte, mich zu empfangen und zu ihm zu begleiten.

Der Scherif Hassan, ein schöner Araber von fünfundzwanzig Jahren, empfing mich ungemein freundlich. Da wir noch denselben Abend abreisen wollten, so war keine Zeit zu verlieren, um das Gepäck vom Schiffe in seinen Palast bringen zu lassen. Es wurde daher sogleich ein Bote an den Schiffscapitän Ali abgeschickt. Dieser kam eine Stunde nachher mit seinem unzertrennlichen Dschuma. Dann folgten Selim und Mohammed mit einigen Negern von der Schiffsmannschaft und einigen Lastträgern vom Hafen, welche mein Gepäck brachten. Ich nahm Abschied von dem Capitän, der mich wiederholt

seiner Freundschaft versicherte. Dschuma war ziemlich wieder hergestellt, aber die Dankbarkeit hatte die Gefahr überlebt.

Ali begab sich mit seinem Abyssinier und seinen schwarzen Matrosen wieder am Bord. Ich blieb im Palast des Scherif, wo ich der Gegenstand der allgemeinen Neugier wurde. Es hatte sich schon das Gerücht verbreitet, daß ich aus Mokka gekommen, daß ich ein Arzt und überdies im Besitz eines militärischen Ranges sey, und daß ich auf Verlangen des Scherif Hussein die Reise nach Zemen unternommen. Der zuvorkommende Empfang, den ich bei dem Scherif Hassan fand, war natürlich ganz geeignet, diese Neugier in eine gewisse Ehrerbietung zu verwandeln.

Ungeachtet des Ramadan fand ich eine trefflich besetzte Tafel. Als Reisender konnte ich nach dem Gesetz des Propheten allerdings wie gewöhnlich leben, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entschliefse nach der Ankunft an meinem Bestimmungsorte ebenso viele Tage zu fasten, wie ich den Ramadan nicht gehalten, oder mein Vergehen durch Almosen wieder gut zu machen.

Nach Fische beurlaubte ich mich bei meinem Wirth und dessen Umgebung; aber er wollte mich durchaus begleiten. Er gab mir eine Stunde Wegs das Geleite mit seiner Familie, deren Mitglieder sämmtlich den Titel eines Scherif führten und die beiden Unterscheidungszeichen, nemlich die Somada aus Gold- und Seidensäden und die mit Straußfedern gezierte Lanze trugen. Diese Lanzen sind in ihren Händen eine furchtbare Waffe; auf vierzig bis fünfzig Schritte treffen sie sicher ihr Ziel.

Zu Pferde führen sie diese Lanzen immer bei sich und bedienen sich derselben sowohl im Kampfe als auf der Jagd. Zu Fuß tragen sie nur Säbel und Dolch mit silberner Scheide.

Diese Waffen werden im Lande gefertigt; ich sah indeß einst einen blau damascirten Säbel mit goldenen Lilien und der Inschrift: »Vive le roi!« Die Klinge soll einst einem der berühmtesten indischen Nabobs gehört haben; ich hatte große Mühe die Araber zu enttäuschen, und machte ihnen endlich begreiflich, daß der Säbel aus Frankreich gekommen sey und einem Gardisten des Königs gehört habe.

Die Lanze ist übrigens für die Araber eine symbolische und geheiligte Waffe: wenn die Lanze vor dem Zelte des Häuptlings aufgesteckt ist, tritt Niemand mehr ein.

Die Familie des Scherif Hassan bestand wohl aus vierzig Männern, welche sämmtlich herrliche Pferde mit prächtigen Sätteln ritten.

Man wollte mir zu Ehren ein Stück »Phantasie« *) auführen; aber alle Reiter dieser schönen Escorte hatten seit achtundzwanzig Tagen gefastet, ich lehnte daher eine so anstrengende Uebung ab.

Endlich eine Stunde Weges von Loheia hat ich sie, sich in die Stadt zurück zu begeben; sie gaben meinen dringenden Bitten nach. Der Scherif und ich stiegen ab und küßten uns auf die Schultern. Die Araber küssen sich nie auf Wange oder Mund; nur Kinder und Frauen erhalten diese Liebkosungen. Die übrigen Familienglieder nahmen durch Händedruck Abschied.

Nur die Araber in den eroberten Ländern und die von niedrigem Stande küssen den Häuptlingen die Hand. Diese in Algerien allgemein verbreitete Sitte ist von den Türken eingeführt worden. Aber die Araber in Yemen sind sehr verschieden von den Arabern in Algerien. Ibrahim und Achmet

*) S. Cairo II. Theil, Seite 140.

Bascha, zwei strenge Beobachter der Stifette, konnten es in Zemen und Rassir nie dahin bringen, daß man ihnen den Titel: »Hoheit« oder »gnädiger Herr« gab. Man nannte die beiden Machthaber schlechtweg »Ibrahim« und »Achmet,« ohne den Paschatitel hinzuzusetzen. Einer der Notabeln des Landes, Namens Abdallah, der als Geißel nach Alexandrien geschickt und von Mehemet-Ali empfangen wurde, wollte ihm durchaus nicht die Hand küssen und nannte ihn kurzweg »Mehemet-Ali«. Als man dieses Benehmen rügte, erwiderte er: »Wir stammen ja Beide von Adam her.«

Da wir bei einer Cisterne Abschied nahmen und die Sonne bereits untergegangen war, so wurde Halt gemacht und wir Alle verrichteten unser Gebet, welches in gegenseitigen Glückwünschen bestand. Meine Begleiter tranken einige Tropfen Wasser und aßen einige Datteln auf Abschlag der Mahlzeit, welche sie zu Hause erwartete.

Nach einer Viertelstunde sagten wir uns noch einmal Lebewohl. Ich lehnte das Pferd ab, welches mir der Scherif Hassan schenken wollte, um sich dadurch bei seinem Schwiegervater in Gunst zu setzen, und bestieg mein Dromedar. Die Personen, welche mich begleiten sollten, schlossen sich mir an und wir ritten in nördlicher Richtung fort, während der Scherif Hassan mit den Seinen umkehrte.

Wir hatten noch zweiundzwanzig Lieues bis Abu-Arisch. Diesen Weg hätte ich mit dem Dromedar, welches der Scherif Hassan zu meiner Verfügung gestellt, in fünf bis sechs Stunden zurücklegen können; aber ich wollte mich von meinem Gepäck nicht trennen. Denn es ziehen im Lande viele Nomadenstämme, insbesondere Juden umher, welche mich meiner Habe hätten berauben können, und die ganze Nacht Hus-

sein's wäre nicht im Stande gewesen, ihnen die Beute wieder zu entreißen.

Von meinen Begleitern erfuhr ich, daß ich unterwegs fünf bis sechs von Kamehltreibern bewohnte Strohhütten finden würde; dort wollten wir einige Stunden rasten. Diese Hütten machten sich schon in der Ferne durch große Signalfeuer bemerklich. Das Land war noch flach, denn unser Weg war nur zwei bis drei Kilometer vom Meere entfernt. Die Nacht war sehr kalt; es fiel ein starker Thau, der einem feinen Regen gleich kam.

Gegen Mitternacht erreichten wir diese runden Hütten mit den kegelförmigen Dächern. Das Innere dieser Hütten ist statt des Mörtels mit Kuhmist beworfen, um die Insecten und insbesondere die Ameisen zu vertreiben; die Ratten, welche weniger delicat sind als die Ameisen, treiben ganz ungehindert ihr Wesen. Der Durchmesser einer solchen Hütte ist etwa zwölf Fuß; Luft und Licht dringt nur durch die Thür und durch ein kleines Fenster. In der Mitte ist ein Loch gegraben, in welchem gekocht wird. — Männer und Weiber haben ihre abgesonderten Hütten.

Ein dreifaches Getöse erregte in jener Nacht meine Aufmerksamkeit. Links tobte die Brandung des Meeres an den Korallenriffen der Küste; rechts im Gebirge hörte man das vom Echo wiederholte Gebrüll eines Löwen, und vor uns ächzte und rasselte das Seil, an welchem das Wasser aus einem sechzig bis siebenzig Fuß tiefen Brunnen aufgewunden wurde. Die Araber wissen noch nicht was eine Pumpe ist, sie sind in Kunst und Gewerbe überhaupt weit hinter ihren einst in Spanien seßhaften Vorfahren zurück.

Das Feuer, welches die Araber auf den Stationen anzünden, hat einen dreifachen Zweck: die Reisenden zu erwär-

men, den Kaffeh zu bereiten und die wilden Thiere zu verschrecken. Wir bedurften vor Allem der Erwärmung; sobald sich die Kamehle gelagert hatten, nahmen wir am Feuer Platz.

Die Vorrichtung, mittelst deren die Kamehle ihrer Bürde entledigt werden, ist sehr sinnreich. Es werden hölzerne Gestelle oder Böcke dergestalt aufgestellt, daß das Thier zwischen ihnen Platz hat. Da die Last nur durch das Gleichgewicht, ohne Gurt auf seinem Rücken festgehalten wird, so braucht es nur niederzuknien, um die Last abzulegen und dem Gestell zu lassen. Dann lagern sich die Kamehle um einen Haufen Stroh oder Heu und fressen. Als Leckerbissen gibt man ihnen Gerste oder Dattelerne, welche schwer zu verdauen sind und daher länger anhalten als irgend ein anderes Futter.

Das Kamehl, welches wir als ein Sinnbild der Sanftmuth und Geduld betrachten, hat seine boshaften Augenblicke. In solchen Anwandlungen von Zorn schlägt es aus wie ein Pferd und beißt wie ein Hund. In diesen Momenten pflegt man ihm eine alte Decke, eine Matte u. dgl. vorzuwerfen, und das erboste Thier läßt seinen Zorn an dem leblosen Gegenstande aus. Vor Allem entledigt es sich seiner Last; zuweilen fallen sie in derlei Wuthanfällen wie vom Schlage getroffen nieder. Die Araber schieben bei solchen Gelegenheiten die Schuld auf den Teufel, der in die Kamehle gefahren sey. Am wahrscheinlichsten ist folgende Erklärung. Die Karavananen werden gemeiniglich von Bremsen verfolgt. Es gibt deren so große, daß ihrer sieben oder acht, wie die Araber versichern, ein Kamehl tödten können. Diese Fliegen kriechen den armen Thieren ins Maul, in die Nasen, in den After und legen daselbst ihre Eier, aus denen nach einiger Zeit Würmer werden. Viele dieser Würmer kriechen dann

in den Körper, und ein einziger, der ins Gehirn dringt, bewirkt jene Raserei, welche den Tod zur Folge hat.

Als wir den Kaffeh genommen hatten, kam der Führer meiner Escorte, der Scherif Mansur, auf mich zu und lenkte meine Aufmerksamkeit auf einige Araber die einen Kreis um uns gebildet hatten, zugleich aber meinem Gepäck große Aufmerksamkeit schenkten. Es waren Nomaden aus dem Gebirge. Wir waren zu stark und zu gut bewaffnet, als daß sie einen Angriff hätten wagen können. Aber ein Diebstahl war immerhin zu fürchten. Es handelte sich also nur um Wachsamkeit. Die Kamehltreiber, welche für das Gepäck verantwortlich sind, ließen weder die verdächtigen Gäste noch das ihnen anvertraute Gut aus den Augen. Ich hüllte mich in meinen Mantel, um ein paar Stunden zu schlafen.

Um vier Uhr früh erwachten wir. Das Wecken der Reisenden vor Tagesanbruch ist das Geschäft der Kamehle; sie schnauben und wenn sie beladen werden, schreien sie so laut, daß man es sehr weit hören kann. Diese Gewohnheit der abgerichteten, civilisirten Kamehle hat in der Wüste den Nachtheil, daß sie den räuberischen Nomaden die Anwesenheit einer Karavane durch ihr Geschrei kundgeben. Die Kamehle der Wüste schreien nie.

Bei Tagesanbruch waren wir auf den Füßen. Alle verdächtigen Gesichter waren verschwunden. Dieses Verschwinden beunruhigte unsere Begleiter, denn unsere Karavane war nur etwa zwölf Mann stark. Aber es gefellten sich noch einige wohlbewaffnete Kaufleute zu uns.

Die Araber, welcher den sandigen Boden scharf beobachteten, zeigten einander nach einer Viertelstunde Fußstapfen, die einige Besorgniß in ihnen zu erregen schienen.

Ich befragte sie. Es war die frische Fährte eines Panthers, der aus dem Gebirge gekommen war und sich wahrscheinlich noch in der Nähe aufhielt, denn die Kamehle wurden unruhig und begannen zu schnauben. Der sandige Boden war von den Bächen zerrissen, welche sich im Winter von dem Gebirge herabstürzen. Hier und da fand sich eine kleine bewaldete Oase. Die Bucherpflanzen, welche sich von einem Baume zum andern schlingen, machen den Zugang sehr schwierig. Die Eingebornen flüchten sich im Kriege auf diese Oasen, aus denen sie nur mit großer Mühe und starker Uebermacht zu vertreiben sind. Andere Oasen sind nicht bewaldet und dienen den Schaf- und Ziegenheerden von Zeit zu Zeit als Weideplätze. Die Wölfe, Panther, Hyänen, selbst die Löwen folgen ihnen aus dem Gebirge und verstecken sich in den Wäldchen.

Außer den Schafen und Ziegen bestehen diese Heerden auch aus wilden Gazellen. Diese allerliebsten Thierchen werden hier so selten beunruhigt, daß sie sich den ihrer Gattung ähnlichen Thieren ohne Bedenken anschließen und mit ihnen gemeinschaftlich weiden. Die Hirten lassen sie ruhig weiden; wenn sie einen Braten brauchen, so fangen sie eine Gazelle ein und schlachten sie.

Die Hirten in Jemen sind mit langen Luntengewehren bewaffnet. Die aus den Fasern einer Baumrinde gedrehten Lunten sind zuweilen dreißig bis vierzig Fuß lang und brennen wie Zunder. Sie befestigen sich mittelst derselben ein Stück blauen Calicot um den Kopf, welches nebst einem Hemde von gleicher Farbe ihre ganze Kleidung ausmacht. Sie gehen beständig baarsuß. Die Patronen, mit denen sie diese langen Flinten laden, tragen sie nach Art der Circassier

in einem aus Schilfrohr gefertigten Gürtel; dabei führen sie aber noch ein Pulverhorn und einen Sack mit Kugeln bei sich.

Wenn ein wildes Thier eine Heerde angreift, so ruft der Hirt seine Kameraden mittelst eines kleinen Horns zu Hilfe; es eilen dann Alle herbei und feuern auf den Feind. Ihre Windhunde (Slugis) leisten ihnen dabei wirksame Hilfe. Außer den Slugis haben sie noch die eigentlichen Hirtenhunde; dies sind dieselben kurzhaarigen Hunde, welche die Duars bewohnen und in den Straßen von Constantino- pel, Cairo, Mekka und anderen Städten des Orients umherirren.

Diese Hirten, welche beständig bei ihren Heerden bleiben, leben von der Milch ihrer Ziegen und Schafe und vom Brot, welches sie sich selbst auf einem eisernen Topfdeckel über Kohlenfeuer backen. Alle zwei bis drei Tage kommen die Weiber aus dem Duar und holen die Milch in großen hölzernen Gefäßen. Die Milch zersetzt sich und wird zu Butter, die flüssig bleibt, aber nie gerinnt; sie wird freilich sauer, und in diesem Zustande, mit Gewürz gemischt, wird sie von den Arabern gegessen.

Eine Pantherjagd. — Fortsetzung der Reise.
 — Eine Karavane aus Assir. — Pläne des
 Scherifs Hussein. — Ein arabisches Dorf. —
 Zusammentreffen mit dem Scherif Hussein.

Neben einer der erwähnten Däsen fanden wir zwei Hirten, welche die Pantherfährte verfolgten. Der Panther hatte ihnen in der Nacht ein Schaf geraubt und sie wollten den Räuber dafür züchtigen. Es war daher mehr Hoffnung den Panther zu finden; denn er pflegt wie der Löwe seine Beute in das nächste Gebüsch zu schleppen, ihr das Genick zu brechen und dann nach Appetit ganz gemächlich zu fressen. Seine größten Leckerbissen sind Herz und Leber, bei denen auch gemeiniglich der Anfang gemacht wird. Er läßt die Eingeweide liegen, versteckt den nicht verzehrten Ueberrest, legt sich nieder und schläft ein. Ein gesättigter Panther ist daher leichter zu erreichen, als ein hungriger. Oft erwartet er seine Beute auf einem Baume und stürzt sich von dem dichtbelaubten Zweige, wo er sich versteckt, auf den Ober, den wilden Esel oder die Gazelle. Hat er es auf eine Heerde abgesehen, so wartet er die Nacht ab, belauscht Hunde und Hirten, schleicht wie eine Kage auf der am wenigsten bewachten Seite heran, und sobald er bis auf fünfzehn bis zwanzig Schritte nahe gekommen ist, macht er einen ungeheueren Sprung und erwürgt zuweilen zehn bis zwölf Schafe, denen er das Blut aussaugt, ehe er eines fortschleppt. Oft

gehen die Panther paarweise, Männchen und Weibchen, auf den Raub aus.

Wenn die Hirten ihre blöckenden und nach allen Richtungen fliehenden Schafe hören, wenn die Hunde heulen und sich ängstlich verkriechen, so wissen sie, daß ein reißendes Thier da ist: sie stoßen dann ins Horn und feuern Signalschüsse ab, um einander zu wecken und gemeinschaftlich den Feind zu versagen.

Zuweilen ereignet es sich, daß ein herbeitriechender Panther von einer Natter oder Hornschlange gebissen wird. Er kennt diese furchtbare Feindin sehr gut, fällt wüthend über die Schlange her und zerreißt sie in Stücke. Aber es ist eine vergebliche Rache; die giftige Schlange ist zwar vernichtet, aber der Panther spürt gar bald die Folgen des verderblichen Bisses; in zehn Minuten wirkt das Gift und der Panther fällt in Zuckungen, die mit dem Tode enden.

Nach dem unwiderleglichen Zeugniß des berühmten Jägers Gérard ist der Panther im Atlasgebirge furchtsam und feig; der Panther in Arabien, Abyssinien und Sudan hingegen ist, wie ich als Augenzeuge versichern kann, nicht nur sehr blutdürstig, sondern auch muthig. Er greift sogar den Löwen an und in diesem Kampfe kommen oft Beide ums Leben. Wenn zwei Panther den Löwen angreifen, so ist der Löwe verloren. Der arabische Löwe ist freilich nicht so stark wie der abyssinische und nordafrikanische; er ist leichter und feiner gebaut, wie das arabische Pferd, wie selbst der Mensch in Arabien feiner und leichter gebaut ist, als das Pferd und der Mensch in kälteren Ländern. Der arabische Löwe hat nicht einmal eine Mähne, das Sinnbild der Kraft; aber sowie der schwarze Fuchs schlauer ist und einen feinern Instinct hat als der rothe, so ist auch der schwärzliche Löwe Arabiens

seinem falben Bruder an Schlaueit und Gewandtheit überlegen. In Persien, wo sich dieselbe Löwenart findet, bedienen sich die Großen bekanntlich der Panther statt der Hunde, wenn sie im Elburzgebirge eine Löwenjagd halten. Der mit Lanze und Gewehr bewaffnete Jäger hat auf seinem Dromedar zwei Panther bei sich. Sobald ein Löwe aufgesagt ist, setzt der Jäger sein Dromedar in Trab, und sobald die Panther ihren Gegner erblicken, stürzen sie auf ihn los, verfolgen ihn, und der eine springt ihm auf den Rücken, während ihn der andere beim Schweif faßt. In zehn Minuten ist der Löwe bezwungen, oft getödtet.

Die beiden Hirten, welche mit uns zusammentrafen, waren eine sehr willkommene Verstärkung. Selim, der ein leidenschaftlicher Jäger war, stieg ab und verfolgte mit ihnen die Fährte. Er hatte eine meiner Doppelflinten, von der ein Lauf mit zerschnittenen Kugeln, der andere mit einer ganzen Kugel geladen war. Im Gürtel trug er zwei Pistolen und einen Dolch.

Beim Verfolgen der Fährte machten die Araber die Runde um zwei oder drei Dasen, und immer fand sich die Fährte, welche in die letzteren führte, auf der entgegengesetzten Seite derselben wieder. Endlich schien der Versteck des Panthers gefunden zu seyn; wir machten dreimal die Runde um ein kleines, aber sehr dichtes Gebüsch und fanden nur die in dasselbe führende Fährte. An den Dornen hingen einige Flocken Wolle. Es war nicht zu bezweifeln, der Panther war in diesem Dickicht. Wir umgingelten dasselbe und machten großen Lärm, um den Panther aufzujagen; aber im Innern der Dase blieb Alles still. Selim und die beiden Hirten warfen nun Steine in das Gebüsch; aber es kamen nur einige

Schlangen und Hasen aus dem hohen Grase, und eine Schaar wilder Tauben flog davon. Der Panther regte sich nicht.

Es wurde nun beschlossen, die Hälfte der Gewehre abzufeuern; mit den übrig bleibenden Schüssen wollte man den Panther erwarten. Er war da, das war nicht zu bezweifeln. Die Slugis der Hirten, durch den Lärm und das Steinwerfen angefeuert, wagten sich bis an den Saum des Gehölzes; aber weiter gingen sie nicht, sie kamen zitternd zurück und schmiegteten sich an ihre Herren.

Die Hirten deuteten auf die Stelle, wo der Panther aller Wahrscheinlichkeit nach seyn mußte. Es wurde auf die Stelle gezielt, und fünf bis sechs Schüsse krachten. Es folgte ein Augenblick gespannter Erwartung. Jeder hielt sein Gewehr schußfertig. Aber es erschienen nur wieder einige Hasen und wilde Tauben.

So war schon eine halbe Stunde vergangen. »Hat denn keiner den Muth,« sagte ich, »in das Gebüsch zu dringen und die Bestie heraus zu jagen?«

Selim schien diese Aufforderung erwartet zu haben.

»Ich will hinein gehen,« sagte er.

Die beiden Hirten schämten sich. »Wir wollen mitgehen,« setzten sie hinzu.

»Ich auch,« sagte ein Neger aus Darfur; »ich habe in meiner Heimat Panther erlegt und weiß wie man's anfängt.«

Wir hatten also vier Freiwillige für einen.

Sie stellten sich an vier verschiedenen Seiten der Dase auf, um in der Mitte zusammen zu treffen. Jeder von ihnen sollte sich beim Vorschreiten durch Pfeifen oder Rufen bemerklich machen, damit sie nicht auf einander schossen. Die beiden Hirten hatten ihre Hunde bei sich; der Neger war nur mit

seinem Messer bewaffnet; Selim hatte, wie schon erwähnt, eine Doppelflinte, zwei Pistolen und einen Dolch.

Nach einer kleinen Weile ließen die Hirten ihre Hunde los, welche zitternd und mit herabhängendem Schweif wieder am Saume des Waldes erschienen; sie waren mehr hinderlich als nützlich. Dies war ein neuer Beweis von der Anwesenheit des Panther's. Die abgeschossenen Gewehre waren inzwischen wieder geladen worden und Alle waren schußfertig.

Das Herz des Muthigsten unter uns mochte wohl etwas stärker pochen als gewöhnlich. Nach fünf Minuten wurde gerufen.

»Was gibt's?« fragte ich.

»Das Schaf,« antwortete der eine Hirte.

Er hatte die Ueberreste des geraubten Thieres gefunden. Der Panther konnte nicht mehr weit entfernt seyn.

Es vergingen wieder fünf Minuten. Es war ganz still; man hörte nicht einmal das Rauschen der Büsche, noch das verabredete Pfeifen.

Um sich einen Begriff von der Scene zu machen, muß man sich in das Innere der Dase versetzen.

Der Hirt, welcher die Ueberreste des Schafes gefunden hatte, war entweder aus Furcht oder in der Erwartung, daß der Panther in der Nähe seiner Beute sey, auf derselben Stelle geblieben und sah sich nun nach allen Seiten um. Der andere hatte einen Umweg gemacht; denn geradeaus zu gehen war in dem dichten Gebüsch kaum möglich. Er kam aus dem Dickicht und ging wieder hinein. Nur Selim und der Neger waren muthig bis in den Mittelpunkt vorgedrungen. Beide machten Lärm und schlugen an die Bäume, der Neger mit seinem Messer, Selim mit dem Flintenkolben. Die beiden

Hirten antworteten ihnen. Aber der Panther gab immer noch kein Lebenszeichen. Sie durchsuchten daher das Gebüsch auf's Gerathewohl.

Plötzlich rief der Neger. Selim, der einige Schritte von ihm entfernt war, eilte herbei, oder vielmehr er schleppte sich zu ihm. Der Neger deutete auf die dicht belaubten Aeste eines Baumes. Der Neger nahm ihm eine Pistole aus dem Gürtel und kletterte auf die untersten Zweige eines andern Baumes. Unterdessen sah Selim in den Zweigen die beiden Augen des Panthers funkeln. Er zielte zwischen die beiden Augen. Der Flinten- und der Pistolenschuß gaben nur einen Knall, dem ein furchtbares Gebrüll folgte.

Der Panther sprang vom Baume auf die Erde. Selim schoß den zweiten Flintenlauf ab und rief: »Achtung! Achtung!«

Der Panther kam dreißig Schritte von mir aus dem Gebüsch; er war wie rasend. Ich schoß meinen mit zerhackten Kugeln geladenen Lauf ab. Ich wußte, daß ich getroffen hatte, aber um beide Hände frei zu haben, hatte ich den Bügel meines Dromedars über den Arm gehängt. Das Dromedar bekam Furcht und lief davon. Ich war fünfhundert Schritte von der Stelle, wo ich geschossen hatte, ehe ich die Wirkung des Schusses sehen konnte.

Ich zog den Bügel scharf an. Das Dromedar wandte sich um, und ich konnte nun sehen, daß unsere Jäger im Begriff waren, ein anderes Gebüsch anzugreifen, wo der aus dem ersten vertriebene Panther eine Zuflucht gesucht hatte. Fünf andere Schüsse waren unmittelbar nach dem meinigen gefallen.

Eine Blutspur führte von der einen Nase zur andern. Die durch die Flucht des Panthers ermuthigten Hunde waren

in das zweite Gebüsch geeilt und bellten wüthend. Der Neger und Selim waren wie Schlangen durch die Schlingpflanzen geschlüpft; sie hatten eilends die Flinte und die Pistole wieder geladen. Die beiden Hirten folgten ihnen, aber mit weniger Eifer.

Bald wurde das Bellen noch heftiger und ein furchtbares Gebrüll folgte. Dann fiel ein Schuß, gleich darauf noch einer. Endlich hörte ich Selim rufen: »Todt!«

Die Araber jubelten. — Nach einer kleinen Weile kam Selim aus dem Gebüsch und zog den Panther am Schweif hinter sich her. Dann folgte der Neger, von Blut triefend. Die beiden Hirten mit ihren Hunden beschloffen den Zug.

Es hatte sich Folgendes zugetragen. Der Panther, dem eine Vorderpfote zerschossen war, hatte mit Hilfe seiner Hinterfüße das benachbarte Gehölz schnell erreicht; aber er hatte vergebens versucht, einen Baum zu erklimmen. Er hatte sich daher an den Stamm gedrückt, um sich den Rücken zu decken und in dieser Stellung seine Feinde erwartet. Die Hunde griffen ihn zuerst an; der eine wurde von dem Panther zerrissen. Dann erschien der Neger, der sogleich seine Pistole auf den Panther abschoss. Dieser stürzte wüthend auf den Neger zu, der ihm aber sein langes Messer entgegenhielt, so daß der Bestie die Klinge bis ans Hest in den Leib drang. Der Panther faßte ihn gleichwohl mit der unverlezt gebliebenen Bordertage an der Schulter und es wäre um den Neger geschehen gewesen, wenn nicht Selim den Panther durch den Kopf geschossen hätte.

Wir konnten nun den Panther mit Muße betrachten; er war von der Nase bis zum Ende des Schweifes beinahe acht Fuß lang. Eine Bordertage war ihm, wie gesagt, durch den Pistolenschuß des Negers zerschmettert. Der erste Schuß Selim's hatte ihm den Schädel gestreift, aber ohne in den

Kopf zu dringen. Zwei meiner Kugelstücke waren ihm in die Seite gedrungen; eine andere Kugel hatte den Schenkel getroffen. Der zweite Pistolenschuß des Negers war ins Auge gedrungen; das Messer des Letztern hatte ihm den Bauch aufgeschlitzt, und endlich hatte ihm Selim durch den letzten wohlgezielten Schuß den Kopf zerschmettert.

Dem Neger war die Schulter zerfleischt; aber er wollte keinen Verband anlegen lassen. »Der Wind geht,« sagte er, »in zwei Stunden ist die Wunde trocken.«

Selim zog dem Panther die Haut ab, bestreute sie mit Salz, rollte sie auf und bestieg wieder sein Dromedar.

Unsere Karavane setzte sich wieder in Bewegung. Aber schon um zehn Uhr mußten wir in einem Wäldchen Halt machen, denn die Hitze war fürchterlich. — Um vier Uhr brachen wir wieder auf. Wir kamen dem Gebirge immer näher. Je weiter wir kamen, desto bevölkerter wurde das Land. Die Hirten, welche das Resultat unserer Jagd hörten und das Pantherfell sahen, brachten uns Milch wie einen Tribut. Sie betrachteten das Fell und Alle glaubten einen gefährlichen Feind zu erkennen, der manches Schaf und manche Ziege aus ihren Heerden geholt habe. Vielleicht verleumdete man das arme Thier; aber wir hatten gar keine Ursache, uns darüber zu beklagen.

Gegen acht Uhr Abends, es war seit einer Stunde Nacht, kamen wir in ein langes, enges Thal, welches nach der Versicherung der Araber sowohl wegen der wilden Thiere als wegen der aus Sahan kommenden Räuberbanden sehr gefährlich seyn soll. Wir hörten wirklich auf allen Seiten Löwen und Panther brüllen, sahen aber nur einige dieser Thiere, welche sich wie Füchse über den Weg schlichen.

Witten in diesem Thale begegnete uns eine kleine Ka-

ravane, die aus Assyrien kam und sich nach Mekka begab. In dem hellen Schimmer, den der Nachthimmel im Orient selbst ohne Mondschein verbreitet, erkannten wir sie als Krieger, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Im Allgemeinen sind die Assyrer sehr muthig, es sind die Tiroler des Orients. Mehemet-Ali hat seine ganze Macht gegen sie aufgeboten; einige hat er durch Geld auf seine Seite gebracht, aber mit Waffengewalt hat er wenig erreicht. Er hat hunderttausend Mann verloren.

Wir machten Halt und besprachen uns mit ihnen. Sie kamen von Galatai und hatten schon siebenzig bis achtzig Lieves im Gebirge zurückgelegt. Ihr Anführer, Abd-el-Wahab, war ein sehr stattlicher Mann von ernstem, würdevollem Benehmen. Die Karavane bestand aus etwa fünfzig Kamehlen, die mit verschiedenen europäischen Fabrikaten beladen waren. Diese Stoffe, welche über Alexandrien oder Trapezunt in das Innere des Landes eingeführt werden, gedachten sie in Mokka abzusetzen und Kaffee, mekkanischen Balsam, Indigo und Gewürze zurückzubringen.

Der Anführer ritt ein schönes, weißes Dromedar, das er mit erstaunlicher Gewandtheit lenkte. Gegen die Gewohnheit hatte er Steigbügel am Sattel. Er war in Gesellschaft eines entschlossenen, starken Negers, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, immer eine Stunde Weges voraus.

Die etwa fünfzehn Mann starke Truppe zog genaue Erkundigungen ein über den Weg, die Hindernisse, die Streitkräfte in den von uns berührten Städten, über die in den Häfen liegenden ausländischen Schiffe u. dgl. Wir beantworteten alle diese Fragen mit der Vorsicht, die man gegen einen Feind oder einen Unbekannten zu beobachten hat. Wir sagten, daß wir auf der Reise von Mokka nach Mekka, und wegen

des herrschenden Nordostwindes genöthigt wären, die Reise zu Lande zu machen.

Der Anführer merkte, daß ich nicht rein arabisch sprach, und überdies kam ihm meine egyptische Kleidung verdächtig vor: er hatte ja gegen solche Kleider Krieg geführt. Ich war in seinen Augen ein Agent des Paschas von Egypten oder der türkischen Regierung. Er nahm den Scherif Mansur auf die Seite, um alle diese Fragen an ihn zu richten. Er nahm ihn förmlich ins Verhör, als ob er auf seinem eigenen Gebiet gewesen wäre. Mansur gab ihm zu bedenken, daß wir in dem Lande des Scherifs Hussein wären, welcher dem Oberhaupte der assyrischen Republik einen jährlichen Tribut bezahle, um sich seine Freundschaft zu sichern und seinen Beistand gegen die Nomadenhorden zu erkaufen.

Dieser Tribut hatte übrigens noch einen andern Zweck. Der Scherif Hussein beabsichtigte einen Handstreich gegen Aden, und zu diesem Zwecke gedachte er assyrische Truppen anzuwerben, so wie vormals die Könige von Frankreich Schweizer in Sold nahmen. Assyr kann, beiläufig gesagt, mehr als hunderttausend Mann ins Feld stellen, und von dort aus wird nicht nur das Land Zemen, sondern auch Hedschas erobert werden; ja, es wird eine Zeit kommen, wo mit Hilfe der Wahäbiten aus ganz Arabien, Egypten, Syrien und Mesopotamien ein neues Chalifat geschaffen werden wird. Dies ist das Ziel, nach welchem die Wahäbiten und die andern Gegner der türkischen Herrschaft streben. Inzwischen übt Assyr das Uebergewicht, verkauft seinen Schutz, läßt sich Tribut zahlen und hält die benachbarten Volksstämme in einer gewissen Abhängigkeit.

Wir schieden endlich von Abd-el-Wabäh sehr erfreut, daß wir ohne Schwertstreich weiter kamen; aber ich bin über-

zeugt, daß der assyrische Häuptling einen Eilboten abschickte, um mich an der Grenze seines Gebiets anzumelden.

Gegen zehn Uhr Abends kamen wir in ein kleines Dorf, aus runden, kegelförmigen Hütten bestehend. Einige der letzteren waren mit Zäunen von Rohr umgeben. In dieser sonst so fremdartigen Umgebung wurde ich durch die ganz auf europäische Art eingerichteten Ziehbrunnen überrascht.

Wir hielten an und stiegen ab. Man trug sogleich ein nach arabischer Sitte gebratenes Schaf auf; denn man erkannte uns als Untergebene des Scherif Hussein, dessen befestigte Residenz nur sieben bis acht Wegstunden entfernt war. Zu dem Braten reichte man saure Milch, Datteln und frischen Brotkuchen, den die Weiber in unserer Gegenwart bereiteten. Auch unsere Kamehle wurden gut bewirthet.

Unsere Karavane bot mit den geschäftigen, halbnackten Männern, Weibern und Kindern in dem grellen Licht der Feuer einen höchst malerischen Anblick. Die Araberinnen waren sehr hübsch; sie trugen breite elfenbeinerne und kupferne Ringe an den Armen und Fußknöcheln. Das Haar hatten sie in viele kleine Zöpfe geflochten, welche mit kleinen Muscheln und Glasperlen verziert über den Rücken herabhingen. Einige trugen Halsbänder von Glasperlen. Die innere Seite des Vorderarms war mit Indigo nach Art eines Spitzenmusters sehr hübsch tätowirt. Auch an Stirn und Kinn sah man einige Spuren dieser Tätowirung. Die am meisten bekleideten trugen ein Hemd von blauer Leinwand mit langen Ärmeln und mit einem Gürtel. Andere hatten ein Stück Stoff um den Leib gewunden, so daß Arme, Schultern und Beine entblößt waren. Es waren vollkommene Schönheiten unter ihnen: große schwarze Augen, regelmäßige weiße Zähne, gebogene Nase, runde Wangen, langer Hals, Arme und

Beine, die einem Bildhauer als Modell hätten dienen können. — Die Kinder unter sieben Jahren gingen ganz nackt.

Die Karavane verweilte zwei bis drei Stunden. Während dieser Zeit wetteiferten die Araberinnen in den Künsten der Coketterie; sie setzten uns Milch und frischen Brotkuchen vor, zündeten unsere Pfeifen an und zeigten uns mit außerordentlicher Gewandtheit so viel als irgend möglich war von ihrer Person.

Wir mußten aufbrechen, um vor dem Eintritt der großen Hitze das Ziel unserer Reise zu erreichen. Männer und Weiber drückten uns die Hand und wünschten uns glückliche Reise.

Bei unserer Ankunft war ein Gilbote vorausgeschickt worden, der dem Scherif meine bevorstehende Ankunft zu Abu-Arisch melden sollte.

Die Landschaft bekam nun ein ganz anderes Aussehen: wir kamen aus der Sandwüste und aus den öden Gebirgen in eine gut angebaute und ziemlich stark bevölkerte Gegend. Von Zeit zu Zeit kamen wir an einen Duar, dessen Nähe sich durch Wachfeuer und Hundegebell bemerklich machte. Herrliche Felder mit Klee, Luzerne, Getreide, Mais und Zuckerrohr breiteten sich zu beiden Seiten des Weges aus, zwischen diesen Feldern, die sich in der Nacht wie verschiedenfarbige Teppiche ausnahmen, standen hie und da kleine Myrthenwäldchen, deren Blüthen einen würzigen Duft verbreiteten. Aus diesen Gebüschern und Getreidefeldern flogen unzählige Repphühnerschwärme auf. Kurz, hier war Leben, reges, frisches, freudiges Leben.

In einer Entfernung von zwei Stunden bemerkten wir auf einer mäßigen Anhöhe die Forts von Abu-Arisch. Diese Forts, mindestens zwölf an der Zahl, sahen in der Ferne

• auß wie unsere mittelalterlichen Burgen am Rhein und in den Vogesen. Mitten unter diesen Forts erkennt man das große, neue, stattliche Haus, welches der Scherif mit seinem Sohne und seinen Frauen bewohnt. Seine Brüder bewohnen die anderen Forts.

Diese Gebäude haben ein echt arabisches Gepräge; nichts hat sich seit Granada und Cordova geändert; es sind sehr merkwürdige Muster der Bauart des zwölften Jahrhunderts.

Als wir etwa noch eine Stunde von Abu-Ariscb entfernt waren, ritt der Scherif Mansur, der unsere Karavane anführte, absichtlich langsamer. Ich wußte nicht, daß er einen Eilboten vorausgeschickt hatte, aber ich kannte die Araber und vermuthete wohl, daß er etwas erwartete. Aber um keine Ungeduld, die nach arabischen Begriffen eines Mannes unwürdig, zu verrathen, that ich keine Frage.

Blötzlich streckte Mansur die Hand in der Richtung von Abu-Ariscb aus und zeigte mir eine Staubwolke mit den Worten:

„Dort kommt der Scherif Hussein, um Dich zu begrüßen.“

Ich antwortete mit einer stummen, gravitätischen Verbeugung, und wir ritten schneller, um Sr. Herrlichkeit den Weg soviel als möglich abzukürzen.

Nach einer Viertelstunde hielten die beiden Schaaren fünfzig Schritte von einander still. Ich stieg ab, der Scherif Hussein ebenfalls; wir gingen auf einander zu, reichten uns die Hand und küßten uns, der Sitte gemäß, auf die Schultern.

Der Scherif Hussein und seine Familie. — Die Eunuchen. — Meine Wohnung. — Die Stadt Abu-Arisch. — Die Häuser der Araber.

Der Scherif Hussein war ein Mann von fünfundvierzig Jahren. Sein dunkelbraunes Gesicht war voll Ausdruck und Charakter; seine hohe Stirn war mit Runzeln bedeckt; seine Augen schwarz und feurig, — *occhi grifagni*, wie Dante sagt, — die Nase gerade und schön geformt, der Bart dünn und grau.

Er trug einen schönen langen Kaschmir in Form eines Turbans um den Kopf, dazu eine Abbaja von scharlachrothem Tuch mit gesticktem Kragen und betreffter Einfassung. Unter der Abbaja trug er ein sehr langes Hemd von feinem, durchsichtigem Wollstoff und um die Hüften ein blau und roth gestreiftes »*Fonta*«. In dem sechs Finger breiten rothen gestickten Maroquingürtel steckte ein Dolch und ein Stui mit dem Koran. Der Dolch war mit Edelsteinen verziert. Der in Leder gebundene Koran hatte das kleinste Duodezformat, das ich je gesehen habe; er war auf gelbem Papier geschrieben, oder vielmehr gemalt. Gelb ist eine der Lieblingsfarben der Moslims.

Nach der Sitte der Araber im Lande Jemen trug er den Säbel sammt der Schelde in der Hand. Die Säbelscheide war vergoldet und mit Edelsteinen besetzt. Der Knopf, welcher die Mellaja zusammenhielt, war ein großer, kostbarer Topas. Die buntgestickten Sandalen von Maroquin hatten die dicken

Sohlen, welche den Namen »Mahal« führen. Am Finger trug er seinen Siegelring mit der gravirten Inschrift: »Husseïn, Sohn des Ali, Königs von Jemen.«

Er war von mehr als hundert Reitern umgeben, welche sämmtlich zu seiner Familie gehörten; es waren seine Söhne, Brüder, Neffen, Vettern. Alle waren prächtig gekleidet und trugen Lanzen, Säbel und Dolsche; die Flinten waren den Dienern überlassen.

Sie hatten alle sehr schöne Pferde; mehr Hengste als Stuten. Walachen gibt es in Jemen nicht. Das Pferd ist ein edles Thier, und die Araber würden durch Verstümmelung eines Hengstes sich selbst zu erniedrigen glauben.

Dieser Reiterschaar folgten auf Maulthierern etwa fünfzehn Neger, mit kostbaren Flinten bewaffnet. Sie trugen blaue Hemden und Turbane; an dem schmalen Gürtel hingen Kugelsack, Pulverhorn und Patronentasche.

Fünf bis sechs abyssinische Eunuchen zu Pferde schlossen den Zug. Einer derselben stieg ab und ging einen Sonnenschirm tragend neben dem Scherif Hussein. Dieser Sonnenschirm, etwa vier Fuß im Durchmesser haltend, war von sehr schwerem rothen Seidenstoff, mit grüner Seide gefüttert und mit goldenen Franzen und Quasten besetzt. Oben prangte ein vergoldeter Halbmond mit Sternen; bekanntlich das Wappen des Propheten. Der sehr lange und starke Stiel war von Citronenholz. Da der Schirm sehr schwer war, so wurde er, wie eine Standarte, an einem Bandelier getragen.

Die Kleidung der Eunuchen bestand aus indischem Kankin, der Turban war weiß, mit herabhängendem Schleier, und gab ihren Gesichtern vollends ein weibisches Aussehen. Sie trugen außerdem eine Art Schärpe von roth-, grün- und

weißgestreiftem Baumwollstoff. Sie waren, wie der Scherif und die Seinen, mit Lanze, Säbel und Doldch bewaffnet.

Diese Eunuchen bildeten die Leibwache des Scherif und vollzogen seine geheimsten Befehle, nöthigenfalls seine Bluturtheile. Diese grausamen, gefühllosen Unholde konnten nur mit Schlangen verglichen werden, denn sie waren geschmeidig und kriechend wie diese; ihr Gesicht verrieth nie die mindeste Bewegung; sie gehorchten unbedingt, und würden ohne Bedenken die ganze Familie des Scherifs gemordet haben, wenn dieser es ihnen befohlen hätte. Aus ihrer Mitte hatte er seinen Khasnadar (Finanzminister), seinen Saab-Taba (Siegelbewahrer), seinen Bistr (Polizeiminister) und andere Würden-träger gewählt.

Uebrigens besaßen diese Unholde einen außerordentlichen Muth: sie würden für ihren Gebieter jeden Augenblick das Leben gelassen haben. Er hatte etwa dreißig dieser Zwittergeschöpfe, theils Knaben theils Erwachsene, deren Alter übrigens gar nicht zu erkennen ist. Im Allgemeinen sind sie gesund und stark; aber wenn sie erkranken, sind sie in wenigen Stunden todt. Sie essen viel, insbesondere Fleisch, Butter und Honig; ihre Haut glänzt, als ob sie gesalbt wäre. In der Nacht haben sie die Wache bei dem Scherif; am Tage führen sie die Fremden zu ihm. Wenn eine der Frauen des Scherifs ihn zu sprechen wünscht, so muß sie sich an einen Eunuchen wenden. Sogar seine Söhne und Verwandten können nur durch Vermittlung dieser Leibwache zu ihm gelangen. Der Scherif wird von Verwandten, Söhnen und Frauen nie anders als „Sidi“ (Herr) genannt. Alle in einem Zimmer sitzenden Personen stehen beim Erscheinen des Sidi auf und nehmen die Pfeifen aus dem Munde. Niemand

ist in seiner Gegenwart, seine Söhne und Frauen nicht ausgenommen.

Diese Eunuchen sind größtentheils Abyssinier, die in ihrer Kindheit angekauft, verstümmelt und dann verkauft werden. Zur Schmach der christlichen Kophthen muß gesagt werden, daß dieser schändliche Handel hauptsächlich von ihnen betrieben wird; ja sogar kophthische Priester besaßen sich damit! Der Gewinn ist übrigens nicht groß, denn zwei Drittheile der unglücklichen Knaben sterben in Folge der Verstümmelung.

Nach vorgenommener Operation gräbt man die Verstümmelten bis an die Achseln in Sand, um die Entzündung zu bekämpfen, und man füttert sie wie junge Vögel. So bleiben sie sieben Tage eingegraben, und in dieser Zeit stirbt ein großer Theil derselben. Wer diese sieben Tage überlebt, wird gemeiniglich geheilt.

In Oberegypten habe ich solche bedauernswerthe Knaben halb eingegraben gesehen; ein trauriges Symbol der ihnen geraubten Lebenskraft!

Von den Erwachsenen darf man keine menschliche Regung erwarten — ausgenommen Haß, Bosheit und Schadenfreude. Man erzählt von einer Mutter die einen Löwen zum Mitleid rührte: einen Eunuchen würde sie nicht gerührt haben.

Als die Empfangscremonien beendet waren, ließ man ein am Zügel geführtes Pferd kommen; ich bestieg es, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Am Stadthor hatten sich viele Neugierige versammelt. — Meine Ankunft zu Abu-Arisch fand am 1. October statt.

Man wies mir vorläufig einen sehr hübschen Kiosk in

einem Garten unweit der Festung als Wohnung an. Ich blieb hier nur einen Tag. Der Scherif ließ den Kiosk zu meiner Verfügung, aber am 3. October bezog ich meine eigentliche Wohnung in einem Fort, welches fast eben so ansehnlich war, wie die Residenz des Scherif selbst. Das Erdgeschosß war mit Kriegsmaterial angefüllt. Das ganze, aus Quadersteinen und Ziegeln errichtete Gebäude war, wie unsere alten Burgen, nichts als eine Masse von dicken hohen Mauern mit Zinnen und Schießscharten.

Die mir angewiesene Wohnung befand sich im ersten Stockwerke des Hauptthurms und bestand aus mehren großen Zimmern. Der Fußboden war mit Matten belegt, an den Wänden prangten schöne theils gemalte, theils geschnittne Arabesken, Blumen und andre Verzierungen; alles in lebhaften Farben glänzend, welche die Araber so besonders frisch zu erhalten wissen. Die Wände der Vorgemächer waren mit Feuerwaffen, krummen Säbeln, geraden Schwertern, Lanzen und Schildern bedeckt. Ringsum an den Wänden standen Bänke aus Palmbältern geflochten und mit persischen Teppichen belegt.

In den Vorzimmern hielt sich die Wache und die Dienerschaft auf. Die Wache bestand aus Arabern, die Dienerschaft aus Negern, die aber ebenfalls bewaffnet waren, und nöthigenfalls Militärdienste leisteten.

Aus diesen Vorgemächern trat man in den Divan oder Empfangssaal. Der Fußboden war mit Marmor gepflastert, der Plafond bestand aus bemaltem und vergoldetem Holz. Die Wände waren mit Malereien und arabischen Inschriften bedeckt. Auf allen Seiten breitete sich der Sitz aus, der diesem Zimmer den Namen gibt. Der Divan war mit einem sehr schönen indischen Stoffe überzogen und mit

nebeneinander gelegten Polstern belegt. Der »Ehrendivan« war um einen halben Fuß höher als die andern. Ein sehr schöner Luster mit Wachskerzen hing vom Plafond herab; außerdem waren mehre Wandleuchter da.

Der Empfangsaal hatte vier Thüren. Durch die eine trat man aus dem Vorzimmer ein; die gegenüber befindliche führte in das Schlafzimmer. Die beiden andern führten auf Terrassen, die mit Kanonen besetzt waren. Diese Thüren waren von außerordentlich starkem Eichenholz und die Querriegel mit eisernen Bolzen befestigt. Jede Thür glich dem Deckel einer ungeheuren Geldkiste.

Ueber den Thüren waren durchbrochene viereckige Nischen, in denen indische und chinesische Porzellanvasen standen; der Hauptzweck dieser Nischen war aber der Luftzug.

Im Schlafzimmer stand ein großes eisernes Bett, mit einem Fliegenetz umgeben. Außerdem bestand die ganze Einrichtung aus Bänken und Polstern, welche ringsum an den Wänden aufgethürmt waren. Eine Thür führte in das Badezimmer, eine zweite in ein Ankleidecabinet, und die dritte zu einer geheimen Treppe, auf welcher man in das obere Stockwerk zu den Frauen gelangte. Da ich keine Frauen hatte, so war diese Treppe wenigstens vor der Hand überflüssig. Uebrigens ließ meine Wohnung nichts zu wünschen übrig. Da sich die Küche immer in der Frauenwohnung befindet, so wurde diese meinem Diener Selim überlassen.

Ganz oben befand sich noch eine Terrasse, wo man eine weite Aussicht über die Stadt und die Umgebung hatte. Diese Terrasse war ebenfalls mit Kanonen besetzt. Ich zählte zweiundzwanzig Citadellen, mit Ausschluß der Citadelle des Scherifs, welche außerhalb der Stadt und weit

größer ist als die übrigen. Man könnte zehntausend Mann darin einquartieren, und im Falle eines Aufstandes könnte der Scherif Hussein alle andern Citadellen sammt der Stadt in Brand schießen.

Die Stadt liegt in einer fruchtbaren, gut angebauten Ebene. Etwa zwei Stunden entfernt sind große Waldungen; die nächsten Umgebungen bestehen aus üppigen Feldern und Weideplätzen, mit Jasmingebüsch untermischt. Der Boden ist ein röthlicher Thon, aus welchem Ziegel und Topfwaaren gemacht werden. Auf den Feldern gibt es Repphühner, Perlhühner und Hasen im Ueberfluß, in den Wäldern finden sich, trotz der reißenden Thiere, viele Rehe und Gazellen. In stillen Nächten hörte ich auf der Terrasse oft die Schakale und Hyänen heulen.

Die Häuser der Stadt sind größtentheils aus Bambusholz erbaut und theils Privathäuser, theils Karavanserais, theils Sommer- theils Winterwohnungen. Die Karavanserais, wo die Kaufleute ihre Waarenballen niederlegen, sind aus gebrannten Ziegeln erbaut und haben außer dem Erdgeschosß nur ein Stockwerk. In architektonischer Hinsicht haben sie nichts Bemerkenswerthes. Nur die Citadellen bieten einen malerischen Anblick, und unter ihnen zeichnet sich das Schloß des vormaligen Scherifs Ali, Vater des jetzigen, aus.

Die Häuser sind entweder rund oder rechtwinklich und werden folgendermaßen gebaut. Die Araber graben im Boden Löcher, die etwa einen Fuß von einander entfernt sind. Die Löcherreihe hat die Form, die man dem Hause geben will. In diese Löcher stellen sie Massuakstämme, welche sie mit einem aus Palmblättern gedrehten Seile umgeben.

Jedes Haus besteht nur aus einem Erdgeschosß, auf welches ein kegelförmiges Dach gesetzt wird. Das Dach ruht auf

einem gabelförmigen Baumstamm; die Sparren werden mit zusammengebundenen Hatschiszweigen belegt. Die Thür, welche die Reichen mit einer Matte bedecken, wird aus dünnen parallelen Zweigen gemacht. Die zwischen den Massuakstämmen angebrachten Fenster sind sehr schmal, aber zum Lüften des Innern genügend. Glasscheiben sind in den gewöhnlichen Häusern nicht zu finden.

Die innern Wände werden bis zu einer Höhe von fünf Fuß mit Kuhmist beworfen; auch der Fußboden besteht aus derselben Masse. Das Ganze wird mit Lehm bekleidet und mit Kalk übertüncht. Sobald diese Masse trocken ist, wird sie steinhart.

Draußen umgibt man die Häuser mit Palissaden, welche zugleich den Blumengarten einschließen und als Viehhürden dienen. Außerhalb der Palissaden ist noch eine Hecke von Basilicum, welches sechs bis sieben Fuß hoch wird und einen starken aber angenehmen Geruch verbreitet.

Um das Haus pflanzt man rothblühende Bohnen, die sich sammt den Weinreben bis oben an das Dach hinaufschlängeln und dem Hause das Ansehen einer Laube geben.

Wenn ein Araber mehre Häuser nebeneinander hat, so vereinigt er sie unter einem Nebengeländer. Jeder einigermaßen wohlhabende Mann hat drei bis vier Häuser in einer Einfriedung. In dem einen Hause wohnt er, in dem zweiten beherbergt er seine Gäste, das dritte ist die Wohnung für Sklaven und Diener, das vierte dient als Harem. Das letzte ist mit eigenen Palissaden umgeben, deren Zwischenräume mit Matten geschlossen sind.

In den Höfen wimmelt es von Geflügel: von zahmen Perlhühnern, gemeinen Hühnern, Tauben, Gänsen, Enten. Die Kampfhähne werden an kleinen Pfählen festgebunden.

Dieses Geflügel ist gemeiniglich nicht zum Schlachten, sondern zum Verkauf bestimmt. Der Viehstand besteht aus Ochsen, Kühen, Kamehlen, Dromedaren, Schafen, Ziegen und schönen Pferden. Die halbwilden Katzen thun dem Geflügel großen Schaden. Die Ratten erfreuen sich eines ewigen Friedens, ihre einzigen Feinde sind die Schlangen.

Soirée bei dem Scherif. — Der Ramadan und der europäische Magen. — Das Keiramfest. — Meine Bestallung als Generalissimus. — Meine Dienerschaft. — Hussein's Kriegsapparat. — Die Bevölkerung von Abu-Arisch.

Da ich das Ziel meiner Reise erreicht hatte, begann ich das bisher versäumte Fasten, als der Ramadan fast zu Ende war. Ich wußte wohl, daß ich als Neubekehrter alle Blicke auf mich zog, ich mußte daher jeden Anlaß zum Tadel und Argwohn vermeiden, zumal da die Bewohner von Zemen zu der äußerst strengen Secte der Seiditen gehören. Ich verrichtete jeden Abend das Gebet mit dem Emir und seiner Familie, und dann erst wurde gespeist.

Die Abendmahlzeit wurde natürlich von Jedermann, insbesondere von meinem noch ungezähmten europäischen Magen sehnlichst herbeigewünscht; sie bestand immer aus einem nach arabischer Sitte gebratenen Schaf, aus stark gewürztem, in Wasser gesottenem Reis, der mit geschmolzener Butter übergossen wurde, aus Backwerk, Milchspeisen und Obst. Statt des Weizenbrotes wurde Brot aus Reismehl gegessen, nicht weil es an Weizen fehlte, sondern weil man das Reiskbrot vorzog. Letzteres ist, frisch gegessen, allerdings sehr delicat.

Alle Speisen wurden auf den mit Matten belegten Boden gestellt. Scherif Hussein lebte sehr einfach; nur mit Pferden und Dienerschaft trieb er großes Gepränge, und gegen seine Freunde war er höchst freigebig. Es war ein großer Abstand zwischen seinen einfachen Mahlzeiten und den Gastgeboten des Scherifs von Mekka.

Es versteht sich, daß Messer, Gabeln und Löffel verboten waren. Statt des feinen Porzellans und Silberzeugs wurden hier einfache hölzerne Schüsseln aufgetragen. Man sah, daß der Reformator Wahâb seinen Einfluß geltend gemacht hatte.

Die hölzernen Schüsseln waren für den Reis und die flüssigen Speisen bestimmt, der Schöpfenbraten wurde auf einer Matte servirt. Die Gäste des Scherifs von Mekka setzten sich auf persische und indische Teppiche; im Hause des Scherifs Hussein legte man sich auf den bloßen Fußboden. Im Hause des Scherifs von Mekka hatte man prächtige, mit Gold und Silber gestickte Servietten, silberne und vergoldete Waschbecken, welche den Gästen nebst Seife und duftenden Essenzen gereicht wurden; bei dem Scherif Hussein war keine Spur von solchem Luxus; man hatte kaum Servietten — und was für Servietten! Dies war um so unangenehmer, da man Alles mit den Fingern, zuweilen mit den Fingern des Nachbarn nehmen mußte; denn der Nachbar war manchmal so artig, eine Rippe abzureißen und mir anzubieten. Jede Hand vertrat daher die Stelle eines Weierschnabels. Das ziemlich stark geplünderte Gerippe wurde der Dienerschaft überlassen.

Es waren gemeiniglich zehn bis fünfzig Gäste da. Der Scherif Hussein war sehr unzufrieden über die Abwesenheit seiner Brüder; er erkundigte sich sogleich nach den Abwesenden. Für zwölf bis fünfzehn Gäste wurde ein gebratenes

Schaf gerechnet. Es war immer für fünfzig Personen gekocht; was übrig blieb, wurde in oder außer dem Hause verschenkt, denn das Gesetz des Propheten verbietet die Aufbewahrung der Speisen von einem Tage zum andern.

Kam während der Mahlzeit ein Fremder, der den Scherif zu sprechen wünschte, so wurde er sogleich eingeladen, unter den Gästen Platz zu nehmen, gleichviel ob er ein Gebirgsbewohner oder ein Kabyler, ob er zu Fuß oder zu Pferde gekommen, gut oder schlecht gekleidet, bekannt oder unbekannt, vornehm oder gering war. Selbst bei Christen oder Juden wurde keine Ausnahme gemacht. Die bekannte Gastfreundschaft des Scherifs wurde oft mißbraucht. Er wußte es wohl, schien es aber nicht zu bemerken, und wenn ihm Jemand zu bedenken gab, daß er allzu gastfrei sey, so antwortete er: »Ich bin ja selbst der Gast Gottes.«

Bei diesen Mahlzeiten wurde kein Wort gesprochen; alle Gäste waren nur auf Befriedigung ihres Magens bedacht. Wenn der Scherif satt war, so wartete er, bis die Uebrigen ihren Hunger gestillt hatten. Seine Brüder benahmen sich sehr ehrerbietig, ja fast kriechend. Die Weiber und Kinder waren ausgeschlossen. Sein zweiundzwanzigjähriger Sohn Hussein erschien nur selten und nur auf besondere Einladung.

Nach dem Abendessen entschädigte man sich für die Stille, die beim Essen geherrscht hatte. Ich weiß nicht wovon man vor meiner Ankunft gesprochen hatte, aber in meiner Anwesenheit drehte sich das Gespräch hauptsächlich um die christliche Religion und um Frankreich. Die Araber wunderten sich, daß Frankreich so wenig an den Welthändeln Theil nehme. Die Einnahme von Cairo durch Bonaparte,

den man den »Sultan Kerim« nannte, hatte in ganz Arabien großes Aufsehen gemacht.

Viele englische Schiffe waren damals im rothen Meere, namentlich im Scherifat Abu-Arisch gescheitert, und statt ihnen Hilfe zu leisten, hatten sich die Araber die größten Gewaltthaten erlaubt. Sie hatten wohl eingesehen, daß Bonaparte der Tyrannei der Mamluken ein Ende gemacht hatte. Viele hielten den »Sultan Kerim« für einen Muselman.

Wenn diese beiden Hauptgegenstände des Gespräches erschöpft oder vielmehr bis auf den folgenden Abend verschoben waren, so wurde von Wissenschaften und Künsten gesprochen. Der Scherif Hussein galt bei den Arabern für einen ausgezeichneten Astronomen; er las nicht nur am Himmel, sondern in der Zukunft. Ich mußte die europäischen Kriege Napoleon's erzählen; es wurde von Baukunst und Mechanik, von Industrie, Dampfschiffen und Eisenbahnen gesprochen. Dampfschiffe kannten sie, die Eisenbahnen mußte ich ihnen erklären.

Der Scherif Hussein war seinen Landsleuten an Geist weit überlegen, und seine Fassungskraft war außerordentlich. Er hatte einige Begriffe von der Literatur des Alterthums. Er zeigte mir eine aus etwa tausend Bänden bestehende Bibliothek, in welcher ich griechische und lateinische Bücher fand. Er kannte Plato, Aristoteles und andere berühmte Männer des Alterthums. Er trieb auch medicinische Studien und widmete allen meinen Instrumenten große Aufmerksamkeit. Am meisten schienen ihn die Sonden zu interessiren und er ließ sich deren Anwendung ausführlich erklären. Später erfuhr ich die Ursache dieser Wißbegier.

Auch mit theologischen Fragen beschäftigte er sich sehr

viel. An ein unabwendbares Verhängniß glaubte er nicht mehr als ein halbwegs intelligenter Europäer. Gleichwohl war er ein Fanatiker und gestattete den Frömmern, die nachlässigen Moscheenbesucher zu züchtigen; er ließ die Säumigen sogar aus den Häusern abholen und in der Moschee die Namen ablesen, was in den ersten Zeiten des Islamismus nicht geschehen war. Die erste und zweite Abwesenheit hatte einen Verweis zur Folge, die dritte wurde mit Stockstreichen bestraft. Ich habe gesehen, daß Widerspenstige bis hundertfünfzig Stockstreiche bekamen. Ich hatte mit dem Scherif über diesen Gegenstand einen ziemlich lebhaften Wortwechsel. Ich suchte ihm zu beweisen, daß er durch seinen zu weit getriebenen Eifer auf eine falsche Bahn geleitet werde, und daß es ein fruchtloser Versuch sey, die Seele mit Gewalt ins Paradies treiben zu wollen. Es gelang mir, ihn zu überzeugen und auf meine Seite zu bringen.

Trotz seines Fanatismus war er sehr sanft und leutselig, ließ sich jede Bemerkung von mir gefallen und gewährte mir jede Bitte, die ich im Namen seiner Brüder an ihn richtete.

Das Ende des Ramadan, welches für Alle, nur nicht für mich kam, wurde durch einundzwanzig Kanonenschüsse verkündet, und es folgte das dreitägige Fest, welches bei den Türken »Beiram«, bei den Arabern »Aid-el-Kurayre« (das kleine Fest) genannt wird. Dieses »kleine Fest« ist mit den Ostern der Christen und Juden zu vergleichen.

Alle Bekenner des Propheten vom Kaukasus bis Zangebar sind in Bewegung; sie putzen sich und besuchen einander, wie es vor der Erfindung der Visitenkarten am Neujahrstage bei uns Sitte war; man macht keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, zwischen Vornehm und Gering. Man

schlürft behaglich den braunen Mokkafrank und bietet sich gegenseitig Zuckerwerk. Die Wohlhabenden bitten ihre Freunde zu Gaste. Oft finden sich zwei erbitterte Feinde an einem Tische zusammen; sie lassen ihre Feindschaft draußen — freilich um sie beim Fortgehen wieder aufzunehmen.

Der Scherif war ungemein freigebig während des Beiramfestes. Diese drei Tage mochten ihm wohl fünfzigtausend Francs kosten, eine Summe, die in Arabien mehr als den vierfachen Werth hat, denn zu Abu-Arisch lebt man sehr gut mit fünf Sous täglich.

Das Beiramfest ist die Zeit der Geschenke, die aber nicht wie bei uns den Untergebenen und Dienern, sondern von diesen ihren Herren und Vorgesetzten gemacht werden; man schenkt ein Ei, um einen Ochsen dafür zu erhalten.

Der Ruf der Freigebigkeit des Scherifs war so groß, daß die Leute zwanzig, dreißig Meilen weit herkamen. Viele Fremde gehörten gar nicht zu seinen Unterthanen. Einige kamen sogar von Mekka. Man brachte Pferde, Kamehle, Dromedare, Ochsen, Maulthiere, Schafe. Er nahm jedes Geschenk, wie klein es auch war, beherbergte die Geber so lange sie bleiben wollten und gab ihnen nie zu verstehen, daß es Zeit sey, sich zu entfernen. Wenn sie Abschied nahmen, erhielten sie viermal mehr als sie geschenkt hatten. Ich habe Araber gesehen, die ihm ihre Töchter brachten. Je schöner die Exemplare, desto größer ist natürlich der Werth des Geschenkes, der überdies auch durch die Stellung des Vaters erhöht wird. Wurde die Tochter die Favoritin des Scherifs, so hatte der Vater natürlich große Vortheile zu erwarten.

Bei Gelegenheit des Beiramfestes wird gewissen Sträflingen, wie in Europa bei den Geburts- und Namenstagen, der Rest ihrer Strafzeit erlassen. Alle Sklaven und Diener

des Scherifs werden neu gekleidet. Auch seine Brüder machen viele Geschenke.

Mein Geschenk bestand in der Einsetzung in mein neues Amt. Am ersten Tage des Beiram schickte der Scherif Hussein seinen Minister und mehre Mitglieder seiner Familie zu mir, um mich zu ihm zu begleiten. Ich wurde in feierlicher Audienz empfangen und sogleich mit einer Pfeife und Kaffee bewirthet. Man hielt mich für sehr reich, und meine dreißig- bis vierzigtausend Francs bildeten allerdings ein recht ansehnliches Vermögen für die dortigen Verhältnisse, aber man hielt mich noch für weit reicher. Bei meinem Uebertritt zum Islam war in einer Circulardepesche die Rede von vier bis fünf Millionen!

Als ich die vielen Bittsteller sah, welche den Scherif Hussein umgaben, wollte ich mich entfernen, um noch andere Besuche zu machen, aber er ersuchte mich zu bleiben. Ich merkte wohl, daß er mir etwas zu sagen hatte, aber ich kannte seine Absichten nicht, da wir über die Dienste, die er von mir erwarten konnte, noch kein Wort gesprochen hatten.

Ich verneigte mich und wartete. Als sich die Menge etwas verloren hatte und der Scherif nur noch von seiner Familie und seinen höchsten Beamten umgeben war, rief er mich, wies mir einen Platz an seiner Seite an und sagte zu mir:

»Hadschi Abd'-el-Hamid, ich habe Dich auf eine Empfehlung des Scherif's Soliman von Mekka kommen lassen, weil ich deine Kenntnisse, deinen Muth und deine Weisheit kannte, ich habe Dich nicht berufen, um Dir eine untergeordnete Stelle anzuweisen: ich weiß dich zu schätzen, Du bist

einer der Meinen. Ich werde Dir daher einen Oberbefehl übertragen, der Dich Allen gleichstellen und in meiner Abwesenheit zum Vorgesetzten Aller machen wird.«

Er gab einen Wink und seine Eunuchen brachten mir Geschenke: einen sehr schönen vergoldeten Säbel, einen Turban von Kaschmir und einen rothen Mantel, der mich als Saidar, das ist als Obergeneral seiner Truppen bezeichnete. In diesem Anzuge hatte ich den Vortritt vor Jedermann, selbst vor seinen Brüdern. Ich war im Range der Nächste nach dem Scherif.

Während einer seiner Minister den Ferman, der mich zu dieser Würde erhob, den Anwesenden vorlas, wurde ich mit Glückwünschen und Schmeicheleien bestürmt. Es waren zwei oder drei Scherife von Mekka und Arnautenoffiziere anwesend, die mich auf meiner Durchreise gesehen und wie Jedermann geglaubt hatten, ich sey auf dem Wege nach Bagdad; sie waren daher über das Resultat meiner Reise sehr erstaunt.

Als ich den Säbel an der Seite, den Turban auf dem Kopf, den Mantel auf den Schultern hatte, wurde ich von dem Scherif und seinen Brüdern umarmt. Dann begaben wir uns in den Speisesaal, wo nur seine Verwandten und Minister blieben. Sein Sohn Hussein trug dasselbe Costüm wie ich; aber statt eifersüchtig zu seyn, war und blieb er mir immer sehr zugethan. Der Scherif behandelte uns ganz gleich, und später nannte er mich im vertraulichen Gespräch oft seinen Sohn. Ich war indeß überzeugt, daß die meisten Familienglieder die Gefühle des jungen Hussein keineswegs theilten; ich glaubte unter den im Dienste des Scherif stehenden Türken sogar einiges Murren zu bemerken. Niemand konnte sich indeß dem Willen des Machthabers widersetzen.

Als ich mich beurlaubte, nahm mich der Scherif Hussein bei Seite und sagte:

»Hädschi Abd-el-Hamid, ich habe große Pläne; wir werden zu einer gelegeneren Zeit ausführlich darüber reden; ich zähle im Voraus auf deine Klugheit und Verschwiegenheit.«

Ich entfernte mich in Begleitung des jungen Hussein und seiner Oheime und Bettern, die mich sammt meiner Escorte nach Hause begleiteten.

Von jenem Tage an hatte ich eine Ehrenwache.

Am andern Morgen besuchte mich der Scherif in Begleitung aller seiner Brüder. Am zweiten Tage stattete ich meine Besuche ab. Mit dem dritten Tage ging das Weiramäsfest zu Ende, und Jedermann lag wieder seinen gewöhnlichen Geschäften ob. Ich setzte meinen kaum begonnenen und durch das Weiramäsfest unterbrochenen Ramadan fort. Ich hatte noch etwa zwanzig Fasttage abzuthun.

Jeden Morgen begab ich mich zum Scherif, und jeden Abend speiste ich bei ihm. Morgens fand ich ihn gewöhnlich allein und bei der Arbeit; der Abend war seiner Familie und den Würdenträgern gewidmet. Die Hauptgegenstände des Gesprächs habe ich schon erwähnt.

Der Scherif hatte für alle Bedürfnisse meines Hauses gesorgt: Selim erhielt Kaffee, Mehl, Butter, Geflügel, Reis und Honig; der Fleischer brachte täglich ein halbes Schaf. Er hatte Selim gefragt, ob ich Geld brauchte, und obgleich die, er stolz geantwortet, daß ich reich sey, hatte er doch einen Beutel mit Silbergeld im Werth von etwa fünftausend Francs erhalten. Selim hatte Lust, den Stolz bis zum Aeußersten zu treiben und das Geschenk abzulehnen. Er fragte mich was er thun sollte. Ich machte ihm begreiflich,

daß man ein Geschenk von einem Gebieter nie zurückweisen dürfe. Uebrigens wurde meine Besoldung nie festgesetzt. Jeden Monat schickte der Scherif Hussein seinen Kasnadar mit einem Beutel voll Geld. Diese monatlichen Summen überstiegen die Apanage seiner Brüder.

Ich suchte meinerseits in meinem Gepäck ein passendes Geschenk, das ich dem Scherif machen könnte. Ich fand ein Kaffeebret von chinesischem Porzellan mit Tassen und Kannen aus vergoldetem Silber. Dieses Service schickte ich ihm. Er nahm das Geschenk sehr wohlwollend an.

Ich vermehrte meine Dienerschaft um zwei Personen und kaufte drei Pferde um den Preis von beiläufig viertausend Francs. Es waren schöne Vollblutpferde, bei deren Auswahl mir der Scherif als großer Kenner geholfen hatte. Jedes meiner Pferde würde in Paris fünftausend Francs gekostet haben.

Der ganze Monat October verging mit Besuchen und Blandereien. Der Scherif wußte, daß ich meinen Ramadan hielt, und verlangte keine Dienstleistung von mir.

Die beiden neuen Diener hießen Hadschi Soliman und Abdallah. Der Erstere, ein beinahe sechs Fuß hoher Türke, war früher im Dienst des berühmten Turki-Bilmes *) gewesen. Der Andere war ein Adramit, der in Oschidda und andern Hafensplätzen des rothen Meeres lange Zeit Lastträger gewesen war. Die Adramiten sind die Savoyarden Arabiens, und da sie ungemein arbeitsam, stark und entschlossen sind, so erwerben sie sich bald ein kleines Vermögen, mit dem sie in ihre Heimat zurückkehren und Landwirthse oder Kaufleute werden.

*) S. Cairo I. Theil Seite 85 folg.

Mein Abdallah war einer der kräftigsten Menschen, die ich je gesehen habe. Er war von gedrungenener Gestalt, blattarnarbig, sehr braun und kaum achtundzwanzig Jahre alt. Auf Mohammed, der ihm an Kraft bei weitem nicht gleichkam, machte er vom ersten Augenblicke an einen gewaltigen Eindruck. Abdallah und Mohammed waren meine Sals, d. i. meine Stallknechte. Ich hatte alle Ursache, mit Abdallah zufrieden zu seyn; bei gewissen Gelegenheiten erwies er mir sogar große Dienste. Von Hâdschi Soliman war eben nicht viel zu rühmen: er war im vollen Sinne des Wortes ein Bravo aus dem Mittelalter, zu Allem fähig und für Geld zu Allem bereit. Ich hatte ihn in Dienst genommen, weil er Familienvater war und in Dürftigkeit lebte. Hussein warnte mich, und ich sollte später bereuen, daß ich diese Warnung nicht beachtet. Dieser Hâdschi Soliman hatte Arabien in allen Richtungen durchzogen und bei Turki-Bilmes und andern Abenteurern den Schalksnarren gespielt. Gab man ihm einen Auftrag, den jeder freie Mann abgelehnt und dessen Vollziehung jedem Andern das Leben gekostet haben würde, so machte er sich lachend an die Arbeit und kam gegen alle Erwartung mit heiler Haut zurück. Einst wurde er verhaftet und eingesperrt; er machte es wie Simson in Gaza, hob die Thür seines Kerkers aus und trug sie fort. Kurz, er wußte das Unmögliche möglich zu machen. Selim, der wohl wußte, daß er mein Vertrauen nicht verlieren würde, war nicht um sich selbst, sondern um mich besorgt; er beobachtete ihn Tag und Nacht. Aber Hâdschi Soliman gab mir keinen Anlaß zu Beschwerden.

Erst nach Beendigung meines Ramadan nahm der Scherif meine Thätigkeit in Anspruch. Am 2. November wurde ich früher, als ich ihn zu besuchen pflegte, zu ihm ge-

rufen. Ich hatte ihn Abends vorher gesehen, und er hatte mir nichts gesagt.

Ich begab mich, wie immer, zu Pferde in das Castell. Der Scherif war von seiner ganzen Familie umgeben; es sollte eine Musterung gehalten werden. Ich trat auf ihn zu, er reichte mir die Hand.

„Dein Ramadan ist zu Ende,“ sagte er, „ich will Dir jetzt meine Hauptstadt, meine Angriffs- und Vertheidigungsmittel zeigen.“

Ich verneigte mich. Wir ritten fort und besuchten alle zwanzig Citadellen, die meinige nicht ausgenommen. Erst jetzt bemerkte ich, daß das Erdgeschos meiner Wohnung ein wahres Arsenal war und daß man aus demselben in unterirdische Gewölbe und Gefängnisse kam, die mit Allem, selbst mit Gefangenen, versehen waren. Dieses Arsenal enthielt alte Kanonen von Gußeisen und selbst von geschmiedetem Eisen. Die Wände waren mit langen damascirten Flinten, zweischneidigen und gewöhnlichen Säbeln, Helmen, Lanzen, Keulen, Streitärten, Pferdegeschirr *ic.* bedeckt. Alles war mit Rost bedeckt, und hinter jedem leblosen Mordwerkzeuge lauerte ein lebendes Mordwerkzeug, ein Scorpion, ein Tausendfuß, eine Tarantel, denn seit zehn Jahren hatte man nichts angerührt. Die Ratten liefen uns zwischen den Füßen herum; die aus ihrem Schlummer geweckten Fledermäuse flogen um unsere Köpfe, kurz, das Ganze bot einen unheimlichen Anblick.

Ich war ganz erstaunt über diesen Kriegsapparat, den ich seit einem Monat, ohne es zu ahnen, unter meinen Füßen gehabt hatte. Der Scherif ging weiter; ich folgte ihm, ohne zu wissen wohin.

Der nächste Besuch galt den Gefangenen. Es waren ihrer etwa fünfzig: Rebellen, Räuber, Mörder, welche den Urtheil-

spruch des Scherif Hussein erwarteten. Unter ihnen befand sich ein schöner junger Mann, dessen Gesicht mich unwiderstehlich fesselte. Der Scherif schien ihm etwas gewogen zu seyn; ich mochte noch nicht fragen, aber ich nahm mir vor, Erkundigungen über ihn einzuziehen und um Gnade für ihn zu bitten, wenn er derselben würdig.

Wir verließen, mit Ungeziefer bedeckt, diese unterirdischen Räume und besuchten die übrigen Citadellen. Jede derselben hatte ihr Arsenal, ihre Wache und ihre Gefangenen; überall herrschte ein unheimlicher, düsterer Geist; man ahnte wohl, daß es hier kein anderes Gesetz gab, als die Gewalt und den Willen des Gebieters. Jede Zwingburg hatte übrigens ihren eigenen Gebieter in der Person eines Bruders des Scherifs.

Nach den Citadellen nahmen wir die Ringmauer der Stadt in Augenschein. An manchen Stellen waren noch die Spuren überstandener Belagerungen sichtbar. Die aus Ziegeln und Quadersteinen erbaute Mauer hat einige kleine viereckige Thürme. In einer der am höchsten gelegenen Citadellen liegt die aus fünf- bis sechstausend Mann bestehende Besatzung, welche in einem Raume untergebracht ist, wo kaum fünfzehnhundert französische Soldaten Platz haben würden.

Die Bevölkerung der Stadt, die sich auf etwa zwölftausend Seelen beläuft, besteht aus Arabern, Türken, Indiern, Africanern und einigen Juden. Kein Einwohner hat das Recht, steinerne Häuser zu bauen, dieses Recht hat allein der Scherif.

Diese Bevölkerung verdient eine kurze Beschreibung. Die Bewohner von Jemen unterscheiden sich in Sitten und Lebensweise wesentlich von den übrigen Arabern. Die Kinder

bekommen erst im achten Jahre Kleider. Die Männer tragen nur die um die Hüften gewundene und bis auf die Waden herabhängende »Fonta«, der Oberkörper ist ganz nackt. Sie haben dichtes schwarzes langes Haar; der Bart wird nur an den Lippen abgeschnitten. Sie reiben sich den ganzen Körper, Haar und Bart nicht ausgenommen, mit Del oder Butter ein, wodurch sie einen sehr unangenehmen ranzigen Geruch bekommen. Die Reichen tragen über der Fonta ein Hemd von Musselin mit einem Gürtel und als Kopfbedeckung die Somada.

Die Bewohner von Zemen gehören, wie schon erwähnt, zu einer äußerst strengen Secte: sie wollen sich in Sitten und Gebräuchen wie im Costüm der Vorzeit wieder nähern. Die Mädchen gehen bis zum achten Jahre ganz unbekleidet; dann gibt man ihnen ein weißes Hemd mit weiten geschlizten Ärmeln, welche zum Schutz gegen die Sonne auf dem Kopfe zusammengeknüpft werden. Nach ihrer Verheirathung tragen sie blaue Hemden.

Die gemeinen Araberinnen verhüllen selten das Gesicht, auch das Tätowiren ist unter ihnen weniger Sitte als unter den Bewohnerinnen der Wüste. Sie haben eine bräunliche Haut, kleine, wohlgebildete Nasen, große schwarze Augen, weiße, regelmäßige Zähne, starke Augenbraunen. Das Haar tragen sie lang und mit Muscheln verziert.

Die Araber in den Städten wie im Gebirge lieben ihre Heimat über Alles. Ibrahim Pascha heirathete auf seinem Kriegszuge eine außerordentlich schöne Beduinin, welche ihm zwei Kinder gebar. Als er gezwungen war, das Land Zemen zu verlassen, wollte er seine Frau mitnehmen, aber sie war durch nichts zu bewegen, ihm zu folgen.

Im Bazar erkennt man leicht die aus dem Gebirge

kommenden Beduinen: sie tragen einen spitzigen Strohhut mit schmalem Rande, übrigens gehen sie so gekleidet wie das Volk in den Städten.

Die Adramiten und Indier sind die einzigen, welche einen Turban und einigermaßen saubere Kleider tragen. Die Adramiten tragen, wie die reichen und vornehmen Araber, ein weißes Musselinhemd und an Festtagen über demselben eine Art Suba von leichtem Tuch und lebhafter Farbe. In dem Gürtel steckt ein krummer Dolch. Dazu tragen sie eine Art Schärpe von weiß- und roth- oder blaugestreiftem Baumwollstoff, welche sie zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen und Muskitos über den Kopf hängen.

Die Indier tragen kurze, sehr leichte Beinkleider und einen an der Seite offenen weißen Rock, der mit einem Gürtel von Seide oder Kaschmir zusammengehalten wird, dazu goldene Ohrringe und oft auch Nasenringe.

Die Türken haben ihre herkömmliche Tracht und Lebensweise beibehalten: sie tragen, wie überall, den Turban, das lange Gewand mit dem Gürtel, in welchem der Dolch steckt. Sie haben eine sehr weiße Gesichtsfarbe und vertreten den braunen Arabern gegenüber die schöne kaukasische Race.

Die Afrikaner sind theils eigentliche Neger, theils Nubier, Abyssinier, Fadruris, Somalienser, selbst von Zangebar und Congo. Alle tragen das gleiche Costüm, bestehend in einem sehr langen weißen Hemd mit weiten Ärmeln, einem weißen Turban und einer Art Schärpe, die zum Schutz gegen die Sonne und die Muskitos dient. Es sind größtentheils losgekaufte oder freigelassene Neger und zeichnen sich durch Ghrlichkeit und Arbeitsamkeit aus. Die verschiedenen Nationalitäten der Afrikaner erkennt man an der Gesichtsbildung und an der Tätowirung. Die Afrikanerinnen, unter denen viele

sehr schön sind, tragen blaue Hemden mit Gürtel und weiten geschlitzten Ärmeln.

Die Banjanen (indische Kaufleute) sind nicht nur zu Abu-Arisch, sondern in dem ganzen Küstenlande von Zemen, am indischen Meere, am persischen Golf und in Bangebar sehr zahlreich, und sie vermehren sich so schnell, daß ihr Uebergewicht über den südlichen arabischen Volksstamm in nicht allzu ferner Zukunft zu erwarten ist. Diese Bevölkerung zieht, wie in Europa die Juden, nach und nach das Nationalvermögen an sich, und die Regierungen sehen sich fast überall genöthigt, ihnen ihre finanziellen Angelegenheiten anzuvertrauen. Jeder wohlhabende Araber läßt sein Vermögen durch einen Banjanen verwalten. Sie sind die Banquiers, die Zollwächter, die Wechsler, die Großhändler des Landes.

Jeder Banjane hat eine zahlreiche Familie, viele Weiber, viele Kinder. Alles ist räthselhaft und geheimnißvoll bei ihnen, selbst diese beispiellose Fruchtbarkeit. Man weiß nur, daß sie die Elephanten und Ochsen vergöttern; ein reicher Banjane geht Abends zuweilen Stunden weit, um seinen Ochsen Wasser und Futter zu holen. Diese heiligen Thiere werden von den jungen Leuten bewacht und gepflegt. Die Banjanen essen nichts was gelebt hat: weder Fleisch noch Fische, nicht einmal Eier; aber Milch und Butter genießen sie. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Gemüse, Hülsenfrüchten und Obst. Sie sind gesund und stark, wovon sie durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft einen unwiderleglichen Beweis liefern. Sie bemalen ihre Gesichter mit Carmin oder Sumach; die Bedeutung dieser eigentlichen Zeichen, die sich auch an ihren Thüren finden, ist nur ihnen bekannt. Sie haben eine Art Sabbath, wie die Israeliten, aber ihre Reli-

gion ist ein vollkommener Götzendienst. In der Frühe baden sie sich, wie die Moslims, jedoch unter Beobachtung eigenthümlicher Gebräuche.

Diese Indier sind ein sehr schöner Menschenschlag. Männer und Weiber haben langes, rabenschwarzes, seidenartiges Haar; ihre regelmäßige Gesichtsförm erinnert an den neugriechischen Typus; sie sind weiß wie die Europäer, aber ihre Hautfarbe gleicht dem weißen Marmor. Die Kleidung der Männer besteht in einem um die Hüften gewundenen Stück Stoff; die obere Körperhälfte ist nur mit einer Schärpe theilweise bedeckt. Um den Kopf winden sie, aber nicht turbanartig, ein sehr langes Stück indischen, mit Gold durchwirkten Stoffes. Sie tragen Ohrringe und Armspangen von Gold oder Silber, zuweilen auch Halsbänder und Amulette; dazu sehr spige Schuhe. Die Weiber tragen enge Beinkleider und ein farbiges Kopftuch nach Art der arabischen Somada. Sie beschäftigen sich nur mit ihrem Hauswesen und ihren Kindern. Die Männer treiben neben ihrem Hauptgeschäft alle möglichen Nebengewerbe. Man kann z. B. einen Schnitwaarenhändler kommen lassen und einen Kochtopf oder Backwerk bei ihm bestellen, er macht das Backwerk und bringt den Kochtopf. Uebrigens hat ihr ganzes Wesen etwas Edles, Würdevolles, und ungeachtet ihrer den Moslims sehr anstößigen Götzdienerei stehen sie in großer Achtung.

Die wenigen Israeliten, welche hier gerade so aussehen wie im ganzen Orient, werden gehaßt und bedrückt. Man kann nicht begreifen was sie eigentlich treiben und wovon sie leben, aber sie werden fast ohne Ausnahme reich, als ob sie das Geld aus der Erde stampfen könnten.

Hussein's Entwürfe. — Strategische Vorlesung.

Als wir die Kunde um die Stadt gemacht hatten, begaben wir uns in Hussein's Citadelle zurück. Er fragte mich um meine Meinung über die Befestigung und Widerstandskraft von Abu-Arisch, und bat mich, ganz aufrichtig zu reden. Er habe Plane, zu deren Ausführung die genaue Erwägung seiner Vertheidigungsmittel gegen eine europäische Armee nothwendig sey.

Der Scherif wiederholte seine Aufforderung, ihm ganz aufrichtig meine Meinung zu sagen. Es that mir weh, ihm die Wahrheit zu sagen; er hielt seine Hauptstadt für weit fester, als sie wirklich war; war sie doch zur Zeit seines Vaters zweimal angegriffen, aber nicht genommen worden. Zum Glück war ich mit der Geschichte des Landes wohl bekannt; ich begann mit einer Erzählung der wichtigsten Thatfachen, wobei ich natürlich nicht unterließ, der Tapferkeit seiner Vorfahren das größte Lob zu zollen; dies war der Honig, mit welchem ich den Rand des Bechers bestrich, um ihm den bittern Trank zu versüßen.

Endlich brachte ich die Sache, auf die es eigentlich ankam, zur Sprache. Der Scherif Hussein hatte drei Feinde: der erste war der Iman von Sana, der die Hälfte von Zemen sehr ungern in den Händen eines Nebenbuhlers sah. Der zweite, der Fürst von Affir, konnte sich über die Vereitelung seiner früheren Entwürfe nicht beruhigen; er war nur drei Tagmärsche von Abu-Arisch entfernt und konnte, ungeachtet

des Tributes, den ihm Hussein zahlte, mit jedem Tage in dessen Gebiet einfallen. Endlich drittens die Türken, welche das Land Zemen gern wieder in Besitz nehmen wollten. Gegen die beiden Ersten konnte es der Scherif wohl aufnehmen, wenn sie nicht mit bedeutender Truppenmacht in sein Gebiet einrückten; aber gegen regelmäßige, von europäischen Offizieren eingeübte Truppen konnte sich die Stadt unmöglich halten.

Diese letzte Bemerkung schien dem Scherif nicht recht einzuleuchten. Er sprach von den ihm zu Gebote stehenden Wehrkräften und rühmte die Höhe der Mauern, die Stärke seiner zweiundzwanzig Citadellen. Ich erwiederte, daß eben darin seine Schwäche bestehe. Hussein runzelte die Stirn und glaubte, ich treibe Scherz mit ihm. Ich suchte ihm nun zu erklären, daß sich das System der Vertheidigung fester Plätze seit der Erfindung der Kanonen ganz geändert habe. Abu-Arisch sey eine mittelalterliche Stadt, die mit einigen Batterien leicht in Brand zu schießen sey; der Platz sey früher nie mit Artillerie belagert worden; die nur drei Fuß dicken Mauern könnten den Geschützen der Türken unmöglich widerstehen.

Hussein ließ sich nun die europäischen Festungswerke beschreiben. Man hatte ihm schon gesagt, daß in dem Angriff- und Vertheidigungssystem ein wesentlicher Unterschied bestehe; aber die Erklärungen waren so oberflächlich gewesen, daß er von einer nach neuer Art befestigten Stadt nur einen sehr dunkeln Begriff hatte. Ich sagte ihm, ein großer Ingenieur, Namens Vauban, habe schon vor zweihundert Jahren eingesehen, daß die Schwäche der Mauern in ihrer Höhe bestehe, weil hohe Mauern den Geschützen eine größere Zielscheibe bieten, als niedrige; man habe seitdem gegraben,

statt zu bauen. Dann habe Vauban die Parallelen, die Laufgräben und den Ricochetschuß erfunden, auf zweckmäßige Benützung des Terrains hingewiesen; kurz, er habe aus dem Angriff und der Vertheidigung eines Platzes eine Art Schachspiel gemacht, dessen Resultat man im voraus genau bestimmen könne.

Der Scherif läugnete die Wahrheit meiner Worte nicht geradezu, aber er gab sein Erstaunen, sein Befremden, seine Zweifel ganz deutlich zu erkennen, und ersuchte mich, ihm die Sache auf eine anschauliche, gleichsam handgreifliche Weise darzustellen. Ich wollte die Erklärung auf den folgenden Tag verschieben, aber seine Phantasie war einmal zu stark angeregt.

»Warum nicht heute?« fragte er.

»Ich muß einige Instrumente aus meiner Wohnung holen,« antwortete ich.

»Geh,« sagte er, »und komm bald wieder.«

Ich entfernte mich, aber nicht um nach Hause zu eilen, wo ich nichts zu holen hatte, sondern um ihm durch einen Eunuchen sagen zu lassen, daß ich ihm die Erklärungen unter vier Augen, oder doch nur in Gegenwart vertrauenswürdiger Personen zu geben wünschte.

Die Stunde der Siesta war nahe, er konnte daher, ohne Aufsehen zu machen, die Ueberlästigen entfernen. Ich sah aus dem Zimmer, in welches ich mich zurückgezogen, wie sich alle Scherife nach einander entfernten, bis auf den Scherif Abu-Taleb.

Dieser Mann war seines Namens: »Vater des Gelehrten«, vollkommen würdig und wurde von dem Scherif Hussein wie Seinesgleichen behandelt. Als ich wieder in das

Zimmer des Leytern trat, sah ich, daß nur Abu-Taleb und sein Sohn bei ihm geblieben waren.

Der Scherif Hussein fragte mich, weshalb ich diese Kriegslift angewandt, um mit ihm allein zu bleiben, und welche Rücksicht mich abgehalten, in Gegenwart der übrigen Scherife zu reden.

Ich verneigte mich und deutete auf seinen Bruder und seinen Neffen.

»Du kannst vor ihnen reden,« sagte er; »ich bin allein, wenn ich nur Abu-Taleb und seinen Sohn bei mir habe.«

»Hoher Herr,« sagte ich, »in Gegenwart von Fremden wollte ich nicht reden, da unsere Unterredung den Zweck hat, Dir zu beweisen, daß Abu-Arisch der europäischen Kriegskunst nicht zu widerstehen vermag.«

»Es waren keine Fremden hier,« antwortete Hussein, »es waren meine Brüder.«

»Brüder sind zuweilen schlimmer als Fremde,« entgegnete ich; »das hat der Scherif Hamud bewiesen.«

Hussein sann einen Augenblick nach; dann reichte er mir die Hand.

»Du bist ein kluger Mann,« sagte er; »rede, wir sind allein.«

Hussein saß auf einem Teppich, Abu-Taleb und sein Sohn standen.

Abu-Taleb war ernst und gefaßt; er ließ nicht die mindeste Neugier oder Ungeduld merken. Der junge Scherif — sein Name war Abdel Melek, d. i. »Slave der Engel« — mußte sich nicht so gut zu beherrschen, seine lebhaften, klugen Augen verriethen seine Neugier.

Selim hatte mich, wie gewöhnlich, begleitet und stand

an der Thür. Ich befahl ihm mir einen »Kuf« (anderthalb Scheffel) Sand zu holen.

Er gehorchte. — Hussein wartete mit der größten Ruhe. — Zehn Minuten nachher wurde der Sand gebracht.

»Wir wollen auf die Terrasse gehen,« sagte ich.

Diese Terrasse war ein großes Viereck und in der Mitte leer. Hussein pflegte hier unter einem Zelt zu schlafen. Sein Bett bestand aus einem auf vier Füßen ruhenden Rahmen, der mit einer rothgegerbten Ochsenhaut bedeckt war. Er schlief in vollen Kleidern und vollständig bewaffnet; seine Kleider wechselte er nur, wenn er in's Bad ging. Seine Leibwache schlief ebenfalls ohne die Waffen abzulegen; in seiner Nähe die Eunuchen; dann in einem weitem Kreise, auf der Terrasse und auf den Treppen die Neger. Hussein war gewöhnlich der erste, der erwachte und seine Umgebungen zum Morgengebet rief.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln gaben ihm in den Augen seiner Unterthanen einen eigenthümlichen Zauber. Viele der ihm nahestehenden Personen betrachteten ihn als einen über den gewöhnlichen Sterblichen erhabenen Mann und stellten ihn fast dem Propheten gleich. Seine Kenntnisse in der Sternkunde bestärkten sie in diesem Glauben, den selbst seine Brüder theilten.

Man schrieb ihm auch die Gabe zu, aus dem Sande zu prophezeien, wie man bei uns aus den Karten die Zukunft zu lesen glaubt. Ich habe derlei Experimente in Mekka, in Sudan, Abu-Arisch und im Gebiete von Tunis gesehen. Das letzte Mal war ich der Gegenstand der Prophezeiung. Ein junger Neger von Sfar prophezeite mir, ich würde auf meiner Reise sehr große Schwierigkeiten finden, aber weit mehr von Seiten meiner vermeinten Freunde, als von

unbekannten Personen. Diese Prophezeiung ging wirklich in Erfüllung; die Schwierigkeiten kamen von den französischen Agenten, die mir hinderlich waren, statt mir zu helfen. Ich verdanke meine und meines Sohnes Rettung aus großer Lebensgefahr nur der Entschlossenheit einer Araberin.

Der Scherif Hussein glaubte daher, ich ließe den Sand kommen, um magische Experimente zu machen, und er wunderte sich gar nicht darüber. Aber er wurde bald enttäuscht. Der Sand sollte nur zur Darstellung eines Festungswalles dienen. Die Citadelle nahm ich als Basis; ich machte einen Grundriß der Befestigungen, die ich errichtet haben würde, wenn ich mit den Ingenieurarbeiten beauftragt gewesen wäre. Ich veranschaulichte die Gräben unter den Wällen, welche nur zwei bis drei Fuß über der äußern Böschung hervorragten. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, was ein Redan (Sägewerk) ist und wie das Feuer der Geschütze sich kreuzt, was ein Halbmond, eine Redoute, eine Lunette ist.

Nachdem ich ihm das Vertheidigungssystem erklärt hatte, zeigte ich ihm das Angriffssystem. Ich versetzte mich aus dem Innern der Citadelle auf die Esplanade und zog einen Laufgraben mit Parallelen, ich erklärte ihm den Ricochetschuß; kurz, ich stellte die ganze Theorie einer Belagerung, Verrennung und Vertheidigung möglichst deutlich und einfach dar.

Hussein war ganz Auge und Ohr. Er verstand nicht Alles; aber was er verstand, weckte in ihm den Wunsch mehr zu verstehen. Er bestürmte mich mit Fragen, ich mußte meine Erklärungen so lange wiederholen, bis er sie ganz verstand.

Der Vortrag dauerte bis zur Stunde des Gebets; der Scherif hatte weder Siesta gehalten noch Besuche angenom-

men, er schickte alle Leute fort: ich war in jenem Augenblicke für ihn die ganze Welt.

Abu Taleb und sein Sohn widmeten dieser strategischen Operation ebenso große Aufmerksamkeit. Die Augen des jungen Scherif zumal gaben mir zu erkennen, daß er eine sehr hohe Meinung von mir hatte.

Als Operationsbasis nahm ich, wie gesagt, seine Citadelle, welche auf diese Weise die Stadt vertheidigen und im Falle eines Aufstandes bezwingen konnte. Hussein sah wohl ein, welche großen Vortheile ihm die Ausführung solcher Festungswerke bieten konnte. Seine erste Frage war:

»Wie viel Zeit würde man brauchen, um die Arbeiten, die Du mir gezeigt hast, auszuführen?«

»Ghe ich diese Frage beantworte«, erwiederte ich, »muß ich wissen, welche Arbeitskräfte, Materialien und Geldmittel Dir zu Gebote stehen.«

»Erkläre Dich«, sagte er.

»Ich wünsche zu wissen, wie viele Erdarbeiter Du zu meiner Verfügung stellen kannst?«

»Soviel als Du brauchst«, antwortete er.

»Welchen Lohn wirst Du ihnen geben?«

Hussein verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen. Ich wiederholte meine Frage.

»Ich werde ihnen zu essen geben,« sagte er.

Die gewöhnliche Beköstigung der Arbeiter bestand in Hirsebrod, etwas Reis und Butter, einigen Datteln und fünf bis sechs Pfeifen Tabak. Zusammen etwa fünf Sous für den Mann.

»Für solche Arbeiten,« antwortete ich, »ist das nicht genug.«

»Nun, ich will jedem ein Gewand geben, wenn die Arbeit gethan ist.«

Die Arbeiter hatten also nach zweijähriger Arbeit eine Prämie von zwei Francs zu erwarten!

Ich antwortete, daß dies auch noch nicht genüge; denn zumal unter der Leitung eines Fremden würden Meutereien ausbrechen.

»Ich lasse den Meuterern den Kopf vor die Füße legen, erwiederte der Scherif.

»Aber jeder abgeschlagene Kopf raubt Dir zwei Arme,« entgegnete ich; »überdies werden deine Feinde Alles ausbieten, deine Leute zu verführen und an sich zu locken.«

»Wie viele Leute brauchst Du denn?« fragte er.

»Fünftausend« antwortete ich.

»Und wie lange Zeit brauchen sie, um die Festungswerken zu vollenden?«

»Wie viele Stunden pflegt man täglich zu arbeiten?«

»Von Sonnenaufgang bis zehn Uhr und von drei Uhr bis zum Abendgebet.«

»Das ist zu viel für die Kost, die Du ihnen zugedacht; sie werden's nicht aushalten und die Arbeit wird wegen Mangel an Händen ins Stocken gerathen.«

»Was soll ich ihnen denn geben, wenn sie zehn Stunden täglich arbeiten sollen?«

»Doppelte Ration und regelmäßig gezahlten Sold.«

Hussain sah seinen Bruder fragend an.

»Hadschi Abd-el-Hamid scheint Recht zu haben,« antwortete dieser.

»Gut,« erwiederte der Scherif Hussain; »angenommen, ich willige ein, wie viel Zeit brauchst Du dann?«

»Ich brauche Gehilfen; eine solche Arbeit kann ich nicht allein unternehmen.«

»Was für Gehilfen?«

»Aufseher, Sachverständige.«

»Woher gedenkst Du sie kommen zu lassen?«

»Aus Frankreich.«

»Wie wirst Du das anfangen?«

»Ich hole sie.«

Hussein warf seinem Bruder wieder einen Blick zu.

»Er kann nicht Alles allein thun,« meinte Abu-Taleb Hussein wandte sich wieder zu mir.

»Würdest Du auch wieder kommen?« fragte er.

»Allerdings, denn ich würde Dir mein Wort geben.

Aber Du müßtest gewisse Bedingungen erfüllen.«

»Was für Bedingungen?«

»Meinen Leuten einen anständigen Sold zusichern, die Reisekosten zahlen, einigen Vorschuß geben und ihnen hier sowohl freie Religionsübung als auch deinen Schutz zusichern.«

»Hat Dir der Scherif Soliman, dein Freund und der meinige, in dieser Beziehung nicht die beruhigendsten Versicherungen gegeben, ehe Du Mekka verliesest?«

»Ja, er übergab mir sogar eine Note, von welcher ich dem französischen Consul in Dschidda eine Abschrift gelassen habe. Aber ich wünsche die Erneuerung dieser Zusicherungen von Dir zu erhalten.«

»Gut, ich bin bereit dazu. Wie viele Europäer brauchst Du?«

»Stwa zwanzig.«

»Wie viel muß ich jedem geben?«

»Tausend Thalaris jährlich; außerdem bei der Abreise mindestens fünfhundert Francs Taschengeld, freie Reise bis Suez und hier freie Wohnung.«

»Ich werde Dir morgen antworten. Aber wann können deine Leute hier seyn?«

»In vier Monaten, weil ich erst die Reise machen muß, um sie anzuwerben.«

»Hast Du denn in Frankreich keine Freunde, durch deren Vermittlung Du die Leute anwerben kannst?«

»Ja wohl, ich habe dort meine Familie und viele Freunde.«

»Wäre es nicht eben so gut, deine Freunde mit der Anwerbung dieser Leute zu beauftragen?«

»Es würde länger dauern und nicht so sicher seyn.«

Der Scherif Hussein sann nach und sah seinen Bruder wieder an.

»Nein,« sagte er endlich, »ich lasse Dich nicht fort.«

»Warum nicht? Würdest Du an meinem Wort zweifeln?«

»Nein; aber es kann Dir ein Unglück begegnen . . . Wähle unter deinen Freunden einen Mann, der deine Stelle vertreten kann.«

»Das ist keineswegs leicht . . . und man muß ihm das Geld schicken.«

»Wir werden es ihm schicken.«

»Und er muß eine von Dir unterzeichnete Vollmacht haben. Die Leute, welche sich zur Abreise entschließen, werden Garantien verlangen . . .«

»Wie kann man ihnen diese Garantien bieten?«

»Du würdest in Alexandrien einen zahlungsfähigen

Correspondenten beauftragen, die nöthige Auskunft zu geben und die Gelder auszuführen.“

»Kannst Du denn die Bürgschaft nicht leisten?“

»Meine Bürgschaft kann sie mit dem nöthigen Reisegelde nicht versehen.“

Hussein sann wieder nach.

»Morgen werde ich Dir meine Antwort geben,“ sagte er. »Aber wenn ich Alles thue, was Du wünschest, wie viele Zeit brauchst Du dann, um dieses Werk auszuführen, welches in unserm Lande nicht so fest zu seyn braucht wie in deiner Heimat?“

»Drei Jahre,“ antwortete ich entschlossen, denn mit Arabern darf man nie zaudern.

»Drei Jahre?“ wiederholte er; »das ist sehr lange!“

»Ich glaube nicht,“ erwiderte ich, »daß man es in kürzerer Zeit ausführen kann. Uebrigens wirst Du ja die Arbeiten persönlich beaufsichtigen. Vielleicht wird's in einem Jahre fertig.“

»Du wirst ja die Festungswerke nicht so stark bauen, wie sie in deiner Heimat sind.“

»Ich werde sie so stark als möglich bauen; es wäre immer möglich, daß Du von den Engländern angegriffen würdest.“

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Hussein's Augen sprühten Feuer.

»Du willst doch im Grunde deine Citadelle so befestigen,“ fuhr ich fort, »daß sie jeden Angriff aushalten kann. Die Engländer sind andere Soldaten als die Leute von Sana und Assir, selbst die Egyptianer stehen ihnen weit nach. Du mußt gerüstet seyn, falls sie Dir einen Besuch abstatten: sobald die Festungswerke erbaut sind, brauchst Du Kanonen, Wurfgeschosse . . .“

»Ich habe Kanonen.«

»Die in schlechtem Zustande sind.«

»Wir kaufen andere.«

»Wo denn? Du wirst sie weder aus Indien noch aus Egypten bekommen.«

»Ich kann sie ja aus Frankreich, aus Amerika kommen lassen.«

»Das lasse ich gelten. Aber wenn Du die Geschützläufe hast, mußt Du auch die Laffeten dazu machen lassen.«

»Ich habe Tischler und Zimmerleute.«

»Und woher willst Du Holz und Eisen nehmen?«

»Wir lassen es aus Europa kommen.«

»Dazu braucht man Geld — sehr viel Geld!«

»Wie viel?«

»Ich kann die Kosten erst nach der Zusammenstellung des ganzen nothwendigen Materials berechnen . . . Nehmen wir eine Million.«

Es war sehr gering angeschlagen; aber ich hoffte, er werde das einmal begonnene Werk energisch durchführen.

»Eine Million?« wiederholte er; »das ist viel! Kann man die Sache nicht wohlfeiler ausführen?«

»Dein Land,« erwiderte ich, »trägt Dir zehn Millionen ein; unter einer guten Verwaltung kann es fünfzehn Millionen eintragen: es ist wahrlich nicht zu viel, auf die Erhaltung des Landes ein paar Millionen zu verwenden.«

»Wer hat Dir gesagt, daß mein Land zehn Millionen einträgt?«

»Ich weiß es.«

»Eine Million ist eine große Summe.«

»Die Zahlungen werden ja unter deiner Aufsicht geleistet . . . Ich habe übrigens nur eine Million gesagt, um keine

Antwort schuldig zu bleiben; ich habe die Ueberzeugung, daß diese Summe nicht hinreichen wird.«

Hussein sah seinen Bruder an.

»Und die Soldaten,« fuhr ich fort, »habe ich gar nicht in Anschlag gebracht. Wir werden über diese Angelegenheit später reden.«

»Eine Million!« sagte Hussein nachsinnend.

Die Stunde des Abendgebetes schlug.

»Höre,« sagte er, »ich will Dir morgen meine Antwort geben. Ich habe auch noch von andern Dingen mit Dir zu reden.«

»Ich weiß es,« antwortete ich.

Er sah mich erstaunt an; aber es war keine Zeit zu verlieren, wir mußten uns zum Gebet begeben. Dann folgte die Abendmahlzeit.

Nach dem Essen nahm der Scherif Hussein von mir Abschied, ohne noch ein Wort zu sagen.

Ich kannte die Araber, ihren Geiz und ihr Mißtrauen, die Fragen Hussein's hatten mich daher gar nicht befremdet.

Es versteht sich, daß man nicht nur das kleine Fortificationsmodell, das ich aufgestellt, sondern sogar den Sand von der Terrasse schaffen ließ.

Noch denselben Abend erhielt ich den Besuch einiger Brüder Hussein's, welche den Inhalt der langen Unterredung zu erforschen suchten, während Selim und Hadschi-Soliman von ihren Dienern mit Fragen bestürmt wurden.

Ein arabisches Lager. — Die Kriegsmacht Hussein's. — Reformversuche.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch ließ mich der Scherif Hussein rufen. Ich glaubte anfangs, er wüßte das gestrige Gespräch fortzusetzen, aber ich irrte mich: er wollte mich in ein unweit seiner Citadelle errichtetes Lager führen. Wie gewöhnlich war er von einigen seiner Brüder begleitet.

Dieses Lager bestand aus etwa vierzig Duars, und die Mannschaft belief sich auf dreitausend nebst Weibern und Kindern. Es war mehr eine Militärcolonie als ein Lager. Alle trugen gleiche Uniform, wenn man ein blaues Hemd und eine mit den Gewehrlunten um den Kopf befestigte Somada eine Uniform nennen kann. Die Bewaffnung bestand bei den Meisten aus dem Luntengewehr, kurzem Säbel und Dolch. Andere trugen die Sagaia und den kleinen hölzernen Schild. Diese waren dem Anschein nach schlechter bewaffnet als die Andern, aber gefährlicher im Kampf. Die Sagaia ist überdies eine Art Ehrenwaffe, ein Mittelding zwischen Lanze und Klinge.

Diese ganze Mannschaft bestand aus Infanteristen und war in Compagnien von etwa hundert Mann getheilt. Der Hauptmann (Nagib) theilte seine Compagnie in kleine Rotten zu zehn Mann, deren jede wieder unter dem Befehl eines Schaüs stand.

Die Soldaten waren von den Hauptleuten angeworben und auf zwei, drei Jahre an den Scherif Hussein vermiethet.

Es waren also wirkliche Condottieri. Jeder Quar bestand aus dreißig bis vierzig Hütten und bildete einen Kreis, dessen Eingang mit Baumzweigen geschlossen werden kann. Auf der einen Seite wohnen die Männer, auf der andern die Weiber und Kinder. In der Mitte steht das Zelt des Häuptlings. Der Raum zwischen den Zelten ist mit Palissaden ausgefüllt und das Innere wimmelt von Hunden, Hühnern und andern Hausthieren. Die erste Hütte rechts vom Eingange ist immer leer, um den Reisenden ein Obdach zu bieten.

Die Haupterwerbsquelle dieser Leute ist Viehzucht; ihr Sold ist so gering, daß sie davon nicht leben können. Nach Ablauf ihrer Dienstzeit werden sie wieder Nomaden — und Diebe. Gewerbe haben sie nicht gelernt; die freie Zeit wird mit Spiel getödtet; sonst hüten sie die Heerden oder gehen auf den Markt.

Die Weiber sind eben so ärmlich gekleidet wie die Männer. Sie bereiten das Mahl, holen Wasser und Holz, besorgen die sehr einfache Küche und füttern ihre kleinen Kinder auf. Sie sind wirkliche Slavinnen der Männer. Diese Slaverei ist übrigens instinctartig und freiwillig, da das Weib die Oberherrschaft des Mannes anerkennt. Diese Unterwürfigkeit wird ohnehin durch den Koran geboten. Die vorschriftsmäßigen Waschungen werden von ihnen ganz vernachlässigt.

Dieser Anblick mochte für Hussein vielleicht einigen Reiz haben; aber ich konnte nicht umhin, ihn zu fragen, ob er seinen Feinden, zumal den Engländern, mit solchen Bagabunden die Spitze bieten wolle.

»Du hast eine zu geringe Meinung von meinen Leuten,« erwiderte der Scherif, »im Kampfe sind sie wahre Löwen.«

»Das ist möglich — gegen Leute, die ihnen ähnlich sind; aber gegen europäische Truppen würden sie nicht zehn Minuten Stand halten. Hast Du viele solche Soldaten?«

»Ich kann über hundertfünfundsiebzigtausend Mann verfügen,« antwortete er.

Dies war der Effectivstand seiner Armee. Mit Inbegriff der Weiber und Kinder konnte er freilich wohl eine halbe Million ausrücken lassen.

»Aber wo ist deine Reiterei, deine Artillerie?« fragte ich.

»Ich habe ein paar Duzend desertirter Arnauten und Türken; jeder meiner Brüder hat etwa ebenso viele; das ist die Artillerie. Außerdem kann meine Familie gegen fünfhundert Mann ins Feld stellen; unsere Hosteute können nöthigenfalls tausend streitbare Männer zu meiner Verfügung stellen und dazu kommen die reichen Leute in den Städten, die auf meinen Ruf zu Pferde ausrücken — im Ganzen mehr als dreitausend Reiter.«

»Aber es ist nicht hinreichend, oder vielmehr es würde nur hinreichen, wenn man eine strenge Mannszucht einführt.«

Hussain schüttelte den Kopf.

»Ja,« sagte er, »die Europäer sprechen viel von Mannszucht; aber bei diesen Leuten, die kaum ihren Hauptlingen gehorchen, ist die Mannszucht unmöglich; wie kann man erwarten, daß sie Anführern gehorchen, die sie nicht kennen?«

»Es steht uns ja frei,« erwiederte ich, »ihnen ihre Anführer zu lassen, wir müssen diese Anführer nur benutzen, um strenge Mannszucht einzuführen. Zehntausend Mann regelmäßiger Truppen würden deine hundertfünfundsiebzigtausend Infanteristen sammt der Reiterei in die Flucht jagen. Du hast

oft von Bonaparte, dem »Sultan Kerim,« gesprochen; er hat bei den Pyramiden vierzigtausend Mamluken mit zehntausend Mann geschlagen.«

»Es waren Europäer,« entgegnete Hussein; »wir sind Araber.«

»Du mußt deine Araber nach europäischer Art einüben lassen.«

Hussein schüttelte den Kopf.

»Das wird uns nicht gelingen,« sagte er.

»Wir wollen es wenigstens versuchen: wir wollen einen Kern bilden, der seine Wirksamkeit über das ganze Heer erstrecken soll; vielleicht werden wir den Widerstand bestiegen. Wir werben Freiwillige an; gib ihnen doppelten, dreifachen Sold; nimm das erste Contingent nöthigenfalls aus deiner Familie, deine Bettern können die Stammschule für die künftigen Offiziere bilden.«

Hussein schüttelte wieder den Kopf.

»Aus meiner Familie? nein,« sagte er.

Ich merkte wohl, daß er fürchtete, eine gefährliche Macht gegen sich zusammen zu bringen; denn im Orient haben die Revolutionen ihren Ursprung sehr oft in den Familien der Herrscher.

»Aber,« setzte er hinzu, »ich kann die Führer unter den Großen meines Landes finden . . . Wie viele tausend Mann disciplinirter Truppen würde ich brauchen?«

»Zur Vertheidigung deines Landes, welches nicht nur aus der Provinz Abu-Arisch, sondern auch aus dem ganzen Theama bis zum Lande Aden besteht, brauchst Du nach meiner Berechnung fünfzehntausend Mann. Mit diesen fünfzehntausend Mann kannst Du den Leuten von Assir und Sana, ja selbst den Engländern gegenüber eine achtungsgebietende

Stellung einnehmen; aber trotzdem mußt Du noch eine Reservemiliz halten.“

»Ich werde mir's überlegen,« antwortete Hussein.

Die Musterung war zu Ende. Wir begaben uns wieder in die Stadt. Unterwegs kamen wir über den allgemeinen Friedhof. Die Scherife haben ihren eigenen Begräbnißplatz. Die Gräber sind drei Fuß tief und so angelegt, daß die Köpfe der Todten gegen Mekka gewendet sind. Die Gräber der Reichen zeichnen sich durch Steine aus; die Armen, welche keine Grabsteine bezahlen können, pflegen am Kopf- und Fußende einen Palmen- oder Nabaßzweig zu pflanzen.

Unweit des Friedhofs stolperte mein Pferd im Sande. Die arabischen Pferde gehen so sicher, daß ich höchst erstaunt die Stelle untersuchte. Ich bemerkte das Bodenstück einer gußeisernen Kanone.

»Was ist das?« fragte ich den Scherif.

»Hatja — Kanone,« antwortete Hussein.

»Wie kommt denn eine Kanone hierher?« fragte ich.

»Es hat hier,« antwortete er, »zwischen den Truppen des Vicekönigs von Egypten und den Leuten von Assir ein sehr blutiger Kampf stattgefunden. Viele Kanonen wurden von Letztern, welche das Feld behaupteten, und von den fliehenden Egyptiern selbst zertrümmert.«

»Aber,« sagte ich, »warum haben die Sieger die erbeuteten Geschütze nicht lieber aufbewahrt?«

»Weil sie keine Mannschaft zum Bedienen derselben hatten und ihren ganzen Werth nicht kannten.«

»Es wäre zu wünschen,« erwiederte ich, »daß Du viele Bruchstücke dieser Art hättest.«

»O, ich kann Dir so viele verschaffen wie Du willst,«

antwortete Hussein; »es gibt deren eine Menge in Abu-Arisch und Mokka, die man als unbrauchbar beseitigt hat.«

»Und alle sind von derselben Masse, wie diese?«

»Ich glaube wohl.«

»Könntest Du mir alle Kanonentrümmern in den Hof meiner Citadelle schicken?«

»Wozu das? Sie könnten Dir nichts nützen, es sind ja nur Bruchstücke . . .«

»Aus denen sich vielleicht neue Kanonen, ganz gewiß aber Kugeln machen lassen.«

Hussein sah mich erstaunt an.

»Wie?« fragte er; »Du könntest aus diesem alten Eisen neue Kanonen und Kugeln machen?«

»Allerdings.«

»Wie fängst Du das an?«

»Das Eisen lasse ich schmelzen.«

Er verstand mich. Es gibt in Abu-Arisch Gold- und Silberschmelzer.

»Du willst also das Schmelzen besorgen?«

»Ja, aber ich brauche dazu erfahrene Schmelzer, ich brauche Sand, der sich zu den Formen eignet, und muß alle diese Trümmer in kleine Stücke zerschlagen lassen.«

»Das kann im Hofe geschehen.«

»Gut. Wann soll angefangen werden?«

»Morgen.«

Hussein hielt Wort. Er gab sogleich Befehl, Erde aus dem Gebirge zu holen. Er betrieb die Sache mit großem Eifer, obgleich er meinen Worten keinen rechten Glauben zu schenken schien; er wollte sich sobald als möglich von meinen Leistungen überzeugen.

Als wir in seiner Citadelle angekommen waren, führte er mich in seinen Salon.

»Jetzt,« sagte er, »wollen wir sehen, ob Du die Wahrheit gesprochen.«

»Hast Du hier Gold- oder Silberschmelzer?«

»Ja.«

»Laß sie kommen und ihre Schmelztiegel und Blasebälge mitbringen.«

Unterdessen ließ ich mir die vorräthigen Geschützflugeln zeigen, welche, wie mir Hussein gesagt hatte, geschmiedet und mit dem Hammer rund geschlagen waren.

Man brachte mir einige Muster, theils oval, theils eckig, ohne ein bestimmtes Caliber. Das Eisen wurde aus Indien bezogen, und jede Geschützflugel kam auf zwölf bis fünfzehn Francs zu stehen. Es war also in Kriegszeiten eine ungeheure Ausgabe, zumal da die Geschütze sehr schlecht bedient wurden und von zwanzig Kugeln neunzehn umsonst verschossen wurden. Ueberdies wurden die Kanonen sehr dadurch beschädigt.

Ich gab ihm über die Ungeschicklichkeit seiner Schmiede mein Erstaunen zu erkennen.

»Du wirst mir also Geschützflugeln gießen?« sagte er.

»Ja wohl.«

»Runde Kugeln?«

»Ja, vollkommen runde.«

»Und von dem Caliber meiner Kanonen?«

»Von jedem beliebigen Kaliber.«

»Wie machst Du runde Kugeln?«

»Mit Formen.«

»Woraus werden die Formen gemacht?«

»Aus Sand.«

»Aber um Sand aus dem Gebirge kommen zu lassen, vergehen ein paar Wochen; müssen wir so lange warten?«

»Nein, ich werde andern Sand benützen; nur muß ich einen Drechsler haben.«

»Wozu denn? Drehst Du denn das Eisen?«

»Man kann das Eisen so gut abdrehen wie das Holz; aber die Kugeln werden nicht durch das Abdrehen rund.«

Meine Befehle wurden mit der größten Pünktlichkeit vollzogen.

Abu = Saleb, sein Sohn, und zwei seiner Brüder, welche bei der Unterredung waren, theilten die Zweifel des Scherif.

Die Gießler kamen zuerst. Sie mußten unter meiner Anleitung mitten im Zimmer einen Schmelzofen errichten; sie hatten zwei Blasebälge mitgebracht. Der Schmelztiiegel wurde in die Kohlen eingegraben; die Kohlen wurden angezündet, und als der Schmelztiiegel glühend war, that ich etwa ein halbes Pfund Eisenstücke hinein.

Es dauerte lange, die Zweifel der Anwesenden wurden immer größer. Ich war indeß meiner Sache gewiß, denn ich wußte, daß das Gußeisen erst in einer Hitze von eils- bis zwölfhundert Graden des hunderttheiligen Thermometers flüssig wird. Ich ließ mehr Kohlen nachlegen. Die beiden Gießler, durch meine Versprechungen ermutigt, bliesen aus allen Kräften. Endlich, nach zwei Stunden stieg ein bläulicher Dampf auf, der das Flüssigwerden des Metalls andeutete. Ich nahm mit der Zange den Deckel ab und warf eine starke Dosis Borax in den Schmelztiiegel. Dann legte ich den Deckel wieder auf.

»Was hast Du in die Botta gethan?« fragte Hussein.

So nennen die Araber den Schmelztiiegel.

»Ein eigentümliches Pulver, welches das Schmelzen beschleunigt.«

»Wann wird die Masse geschmolzen seyn?«

Ich zog meine Uhr.

»In fünf Minuten,« antwortete ich.

Der Scherif hielt ebenfalls seine Uhr in der Hand.

»Die fünf Minuten sind verstrichen,« sagte er nach einer kleinen Weile.

Ich hob den Deckel, das Metall war flüssig. Der Scherif steckte eine Eisenstange hinein, um sich davon zu überzeugen.

Die Gießer waren ganz erstaunt. Hussein sah nun ein, wie nützlich ich ihm in der Ausführung seiner Entwürfe seyn könne; er war ganz begeistert. Die Andern schienen mich für einen Zauberer zu halten. Abdel-Melek, der mir sehr gewogen war, strahlte vor Freude, Hussein fiel mir um den Hals.

»Von jetzt an,« sagte er, »glaube ich alles was Du mir gesagt hast und ferner sagen wirst. Aber wie willst Du aus dieser geschmolzenen Masse runde Geschützklugeln machen?«

»Du wirst es sogleich sehen.«

Inzwischen waren die Drechsler mit ihren sehr einfachen Drehbänken gekommen. Ich verlangte eine hölzerne Kugel; aber ungeachtet aller Versuche brachten sie keine ganz runde Kugel zu Stande; ich sah wohl, daß ich selbst Hand ans Werk legen mußte. Zum Glück hatte ich als Knabe viel gedrehselt und eine gewisse Geschicklichkeit in dieser Kunst erlangt. Die Gewandtheit, mit welcher ich das Stück Eichenholz abdrehte, setzte die Anwesenden und selbst die Drechsler in Erstaunen.

»Du kannst ja Alles!« sagte Hussein.

„Nur Gott kann alles,“ antwortete ich; „aber ich habe Mancherlei gelernt. Du wirst sehen.“

Hussain war höchst begierig, das Resultat zu sehen. Die Anwesenden lauschten in athemloser Spannung.

Mit Hilfe eines Zirkels, der den Arabern ziemlich unbekannt ist, gelang es mir, eine ganz runde Kugel zu drehen, welche als Form dienen sollte und zu diesem Zwecke mit einem Zapfen, der das Gießloch bilden sollte, versehen war. Ich erklärte dem Scherif den Mechanismus, dessen ich mich beim Gießen bedienen wollte; aber ich brauchte einen Doppelrahmen für die Form. Zum Glück fand sich ein Tischler, der zu Cairo in der Stuckgießerei gearbeitet hatte und sogleich verstand was ich wünschte.

„Morgen,“ sagte er, „sollst Du den Rahmen haben.“

„Mache ihn nicht zu groß,“ antwortete ich; „es handelt sich nur um einen einfachen Versuch; die wirklichen Modellrahmen machen wir erst, wenn ich dem Scherif gezeigt habe, welchen Nutzen er aus dem überall umherliegenden Gußeisen ziehen kann. — Jetzt,“ sagte ich zu Hussain, „brauche ich einen Ziegelstreicher oder Löffel.“

„Wozu das?“ fragte Hussain.

„Um mir Sand zu Formen zu verschaffen.“

„Was für Sand brauchst Du?“

Ich erklärte es ihm.

Fünf Minuten nachher wurde dünner Sand und Thonerde gebracht. Diese Materialien, welche der Hitze des geschmolzenen Metalls nicht widerstehen, sind nicht zu gebrauchen: ich ließ einen Korb voll Topfscherben bringen.

Hussain sah mit immer größerem Erstaunen zu. Die übrigen Anwesenden lachten oder waren ganz bestürzt.

»Was willst Du mit diesen alten Scherben machen?« fragte mich Hussein.

»Laß sie so fein wie möglich zerstoßen, und Du wirst sehen.«

Die Dieber wußten was daraus werden sollte.

»Es wird ihm also gelingen?« fragte Hussein.

»Mit Gottes Hilfe ja,« antworteten die Arbeiter.

Die Zeit war verfloßen, das Abendgebet war ausgerufen worden, und Scherif Hussein hatte es so wenig wie die Andern beachtet.

Die Sklaven meldeten, daß das Abendessen bereit sey. Hussein hatte an das Abendessen gar nicht gedacht.

Ich gab ihm einen Wink, noch einen Augenblick zu warten.

»Willst Du diesen Abend noch eine Geschützkuugel gießen?«

»Nein, aber ich möchte Dir ruhigen Schlaf bereiten, und will Dir eine gußeiserne Stange machen.«

In Ermanglung der zerstampften Topfscherben, die ich erst am andern Morgen zu erwarten hatte, knetete ich die Thonerde zu einer festen Masse zusammen, breitete sie auf den Boden aus, machte eine Rinne in dieselbe, nahm den Schmelztiegel mit Zangen, und goß das in Fluß gebrachte Eisen in die Rinne.

Das Gußeisen nahm augenblicklich die Form der Rinne an.

»Jetzt lasse Dir das Abendessen schmecken,« sagte ich zu Hussein.

Ich ließ Selim bei der Form mit dem Befehl, uns die Stange zu bringen, sobald als sie gehörig erkaltet seyn würde.

Ghe das Abendessen beendet war, betrachtete Hussein den noch warmen »Zain« neugierig von allen Seiten und reichte ihn allen seinen Brüdern, welche schon von meinem Experiment gehört hatten und gekommen waren, um zu sehen, ob es gelungen.

Es war zehn Uhr; wir trennten uns mit dem Versprechen, uns zu einer bestimmten Stunde zu versammeln, um das Gießen der Probefugel vorzunehmen.

Als ich nach Hause kam, fand ich in meinem Zimmer mehre Körbe voll Obst und Zuckerwerk, welches mir der Scherif zum Zeichen seiner Zufriedenheit während meiner Abwesenheit geschickt hatte. Dieses Geschenk wurde mir durch eine schöne und sehr junge abyssinische Sclavin überreicht, welche er mir ebenfalls als Beweis seiner besondern Gewogenheit verehrte. Der Khasnadar hatte übrigens den Auftrag mir zu sagen, daß er sie umtauschen werde, falls sie mir nicht gefiele. Ich sah sie an und machte ihm diese Mühe nicht.

Der Khasnadar, dem ich für seine Bemühung ein Geldgeschenk machte, gab mir zu verstehen, daß diese Geschenke nur das Vorspiel größerer Gunstbezeugungen seien.

Meine Abyssinierin. — Die Citadelle Hussein's.

Das hübsche Geschenk Hussein's, welches ich dem Anscheine nach mit großer Freude angenommen, war mir im Grunde zur Last. Erstens hatte ich die Abyssinierin »auf Glauben« genommen; sie war ganz verhummt, und ich konnte keinen Zug ihres Gesichts sehen. Zwei Negerinnen begleiteten sie.

Sobald ich sie angenommen hatte, wurde sie in die bisher leere obere Wohnung geführt und von Negerinnen, welche ihre Garderobe mitbrachten, zierlich aufgeputzt.

Ich blieb allein mit Hadschi Soliman, der mich mit pfliffigent Lächeln ansah.

»Was gibt's denn?« fragte ich.

»Du bist sehr glücklich, Herr,« sagte er.

»Warum denn glücklich?«

»Weil der Scherif Hussein Dir ein so prächtiges Geschenk gemacht hat.«

Eine schöne Abyssinierin ist im Lande Zemen so viel werth wie ein schönes Pferd, und steht im Preise von fünf- zeh- bis achtzehnhundert Francs.

»Ja,« sagte ich, »sie ist gewiß schön; denn eine häßliche Slavın würde mir Hussein nicht geschenkt haben.«

Ich schickte Soliman fort. Mein europäisches Zartgefühl empörte sich gegen die rohe orientalische Sitte. Die Slavın, welche das unbedingte Eigenthum eines Herrn geworden ist, hat nicht mehr das Recht, ihm etwas zu verweigern; sie ist

ihm ihre Liebe schuldig, wie jede andere Dienstleistung. Wir gebrauchen das Wort »Liebe«, um uns keines unzarten Ausdrucks zu bedienen. Denn der Herr, der Gebieter fühlt weder das Bedürfniß noch die Neigung, die Liebe seiner Sclavin zu gewinnen. In Europa bewilligt das Weib; im Orient nimmt der Mann sein Recht in Anspruch, und er übt es ohne Zartheit, ohne Sanftmuth, ohne Liebfosungen: die Sclavin ist ja sein Eigenthum, seine Sache; sogar die rechtmäßige Gattin nennt ihn immer nur »Sidi«, Herr. Wenn er fortgeht oder nach Hause kommt, küßt er sie nicht, sondern sie neigt sich ehrerbietig und zieht seine Hand an ihre Lippen. Ein Muselman, der zu aufmerksam und zuvorkommend gegen seine Frau wäre, würde sich lächerlich machen, verspottet, verhöhnt werden.

Wenn man im Orient einem Freunde begegnet, erkundigt man sich nie nach dem Befinden seiner Frau oder Frauen; aber nach dem Befinden des Vaters, Bruders und Sohnes erkundigt man sich: es sind ja Männer, die gebornen Herren und Gebieter; die Weiber hingegen sind nur Hausgeräthe. Ein Mann, der seiner Frau in Gegenwart Anderer einen Beweis der Zärtlichkeit gäbe, würde für einen Christen gehalten werden. Mancher Muselman, der seine Frau zärtlich liebt, trägt die größte Gleichgiltigkeit gegen sie zur Schau. Und diese Frau ist nicht die Sclavin, sondern die rechtmäßige Gattin. Man kann sich daher einen Begriff machen von der Lage der Sclavin!

Die Geburt eines Knaben ist sowohl für die Frauen als für die Männer eine große Freude und wird mit glänzenden Festen gefeiert; die Geburt eines Mädchens hingegen wird gar nicht beachtet. Wenn ein Kind geboren ist, so mel-

det es die Hebamme dem Vater, der in einem andern Zimmer mit seinen Freunden raucht und Kaffee trinkt. Die Geburt eines Knaben wird laut und frohlockend gemeldet, und der Vater des Neugeborenen wird mit Glückwünschen überhäuft. Hat hingegen ein Mädchen das Licht der Welt erblickt, so wird es dem Vater leise und schüchtern ins Ohr geflüstert, und die Freunde scheinen gar keine Notiz davon zu nehmen.

Der Vater bestimmt den Namen, den das Kind führen soll, und die Hebamme flüstert letzterem den Namen ins Ohr. Diese Förmlichkeit entspricht der christlichen Taufe. — Die Knaben bleiben bis zur Beschneidung, die Mädchen bis zur Verheirathung unter der Aufsicht der Mutter.

Meine Abyssinierin war in ihrer frühesten Kindheit zur Sclavin gemacht worden und sprach daher sehr geläufig arabisch. Die Neugier trieb mich zu ihr; sie saß in einem Winkel des Zimmers auf einem Teppich; ich bemerkte, daß sie heftig zitterte. Ich gab mir alle Mühe, sie durch freundliche Worte zu beruhigen; aber ich wollte doch ihr Gesicht sehen und hob den Schleier.

Sie mochte zwölf bis dreizehn Jahre alt seyn; ihr Gesicht war regelmäßig schön, ihre Hautfarbe hellbraun; sie hatte große, feurige Augen, blendend weiße Zähne, üppiges, kunstvoll geflochtenes Haar. Unter dem langen, weiten Schleier trug sie nur einen Schurz von feinem Leder, mit Stickerei und Muscheln verziert. Ihr Schmuck bestand in großen Ohrringen, silbernen Armspangen, einem Halsbande von Glasperlen und Bernsteinkorallen und vielen Fingerringen.

Scherif Hussein hatte mir in der That ein schönes Geschenk gemacht; ich war nur noch zu sehr Europäer, um es

so zu würdigen, wie ein echter Muselmanu gethan haben würde.

Da mir die ungemeyne Sanftmuth und Schüchternheit der Abyssinierinnen bekannt war, so hatte ich um so größeres Mitleid mit dem armen Kinde. Ich knüpfte ein Gespräch an, um ihrem Schrecken ein Ende zu machen.

»Aus welchem Lande bist Du, mein Kind?« fragte ich.

»Aus dem Königreich Tigré,« antwortete sie.

Ich war durch das Königreich Tigré gereist und kannte das Land.

»Ist Dir der Name deines Geburtsortes noch erinnerlich?«

»Ich bin aus einem Dorfe Namens Gally-Buddha.«

»Erinnerst Du dich noch, wie Du es verlassen hast?«

»Ja.«

»Erzähle es mir, mein Kind.«

»Mein Vater war der Häuptling. Da wir Christen waren — die Abyssinier sind Jacobiten — so machten die Schangallas eine Razzia und schleppten mich sammt andern Kindern fort.«

»Und dein Vater?«

»Ich glaube, daß er nebst meinem ältesten Bruder im Kampf gefallen ist; ich wurde mit meinem jüngsten Bruder gefangen genommen.«

»Was ist aus ihm geworden?«

»Ich weiß es nicht; wir wurden getrennt.«

»Erzähle mir, was man mit Dir machte.«

»Ich wurde zuerst nach Gondar, dann mit einer Karavane nach Cairo gebracht. Dort wurde ich verkauft und nach Meffa geführt, wo mich die Agenten des Scherif Hussein kauften.«

»Wie lange ist es her?«

Sie versuchte zu zählen.

»Ich kann's nicht genau sagen,« antwortete sie, »aber es war in der Zeit, wo das Laub abfiel, und es ist seitdem dreimal abgefallen.«

»Sagte man Dir, warum man Dich hierher führte?«

»Ja, man sagte mir, daß ich von jetzt an nicht mehr dem Scherif Hussein, sondern Dir gehöre.«

Sie zog aus ihrem Gürtel einen mit dem Siegel Hussein's versehenen »Leßkeret,« in welchem er sie mir abtrat und als mein Eigenthum erklärte.

»Und Du fürchtest mich nicht?«

Sie sah mich mit ihren großen schwarzen Augen an. Ich faßte ihre wunderhübsche Hand; die Abyssinierinnen haben außerordentlich schöne Hände und Füße. Sie zitterte.

»Ich sehe wohl,« setzte ich hinzu, »daß Du Dich noch fürchtest.«

Sie schlug die Augen nieder. Ich suchte sie zu beruhigen. Scipio und Bayard hätten es damit nicht aufrichtiger meinen können. Ich muß gestehen, daß mich die arme Kleine mit einigem Erstaunen ansah; die Slavinnen sind an solche chevalereske Manieren nicht gewöhnt; sie verstehen sie nicht einmal, und halten sie fast für einen Beweis der Verachtung.

Doch sie mochte von mir denken was sie wollte, ich begab mich in mein Schlafzimmer und schickte ihr zu ihrer Bedienung zwei Eunuchen, die ich bereits im Hause hatte.

Am andern Morgen erfuhr ich, daß die arme Kleine ganz trostlos sey; sie glaubte, ich hätte sie häßlich gefunden,

und fürchtete, ich würde sie wieder verkaufen. Ich befahl den Eunuchen, sie über diesen Punkt zu beruhigen, und da es Zeit war, mich zum Scherif zu begeben, so ging ich in den Hof hinunter und stieg zu Pferde.

»Ich danke dem Scherif für das schöne Geschenk; er hatte übrigens wichtigere Dinge zu besprechen, als sich mit mir über die schöne Sclavin zu unterhalten. Ich sollte versprochenemassen eine Geschützkuugel gießen. Diese Kuugel sollte nicht viel größer seyn als eine Kartätschenkuugel; aber das Gelingen im Kleinen bürgte für den Erfolg im Großen.

Die Gießher waren bei ihrer Arbeit; die Form war bereit und in ihrem Rahmen befestigt, aber sie war zum Behuf des Trocknens offen geblieben, denn ein Wassertropfen in der Form konnte das Zerspringen derselben zur Folge haben und die Umstehenden in große Gefahr bringen. Das Innere bestreute ich mit Kohlenpulver, um die Adhäsion zu verhüten, und ließ die beiden Theile zusammensügen. Dann zeigte ich dem Scherif an, daß wir das Flüssigwerden des Metalls mindestens in einer Stunde erwarten müßten.

»Dann wollen wir unterdessen meine Citadelle besuchen,« sagte er.

Er gab mir dadurch einen großen Beweis seines Vertrauens; ich danke ihm dafür.

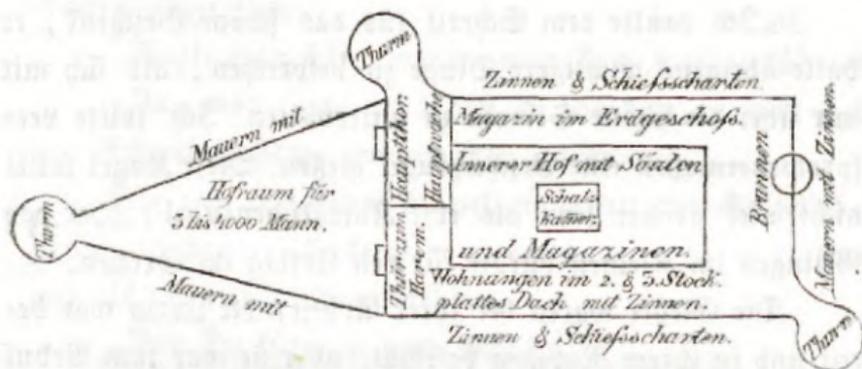
»Du mußt sie ja genau kennen lernen,« erwiederte er, »um sie nöthigenfalls in meiner Abwesenheit zu vertheidigen.«

Ich sah ihn mit einigem Erstaunen an.

»Ja,« setzte er hinzu, »ich halte Dich für den Fähigsten unter allen meinen Umgebungen, und Du sollst hier den Befehl führen, falls ich mich entferne.«

Ich folgte ihm.

Grundriß der Citadelle des Scherif Hussein.



Die stärksten Punkte der Citadelle waren die Thürme; und das platte Dach oder die Terrasse. Letztere war höher als die Thürme und auf allen Seiten mit Kanonen besetzt sie war dreißig Meter, die Thürme nur zwanzig Meter hoch. Jeder Thurm hatte eine Kanone, die auf einer Drehscheibe stand und nach allen Seiten gerichtet werden konnte. Von der Terrasse kam man mittelst einer Zugbrücke auf die Thürme. Wenn ein Thurm erobert war, so brauchte man nur die Zugbrücke aufzuziehen, um die Verbindung mit der Terrasse zu unterbrechen.

Im Mittelpunkt der Citadelle war die Schatzkammer, und über derselben das Pulvermagazin. Zu dem Centrum dieses innern Hofes gelangte man nur durch den Vorhof, wo sich die Hauptwache befand; zu der starken eisernen Thür hatten die Eunuchen den Schlüssel. Jede Mauer war hohl und bildete einen Gang, ähnlich dem um die Wohngemächer gehenden Corridor. Der sehr tiefe Brunnen wurde durch die

Mauer in zwei Hälften getheilt, so daß man sowohl in der Citadelle als von der Stadtseite Wasser schöpfen konnte. Das Wasser war eiskalt und bildete einen schwärzlichen Niederschlag, welcher abführende Salze enthielt. Ich konnte dieses Wasser nicht vertragen, obgleich ich es kochen ließ, bevor ich es trank, und es ward später die Hauptursache meiner Abreise.

Die ganze Citadelle war von einem breiten und tiefen Graben umgeben, der nur an der Seite des Brunnens leicht zugänglich war. Die an dieser Stelle befindlichen Stufen wurden natürlich in Kriegszeiten weggenommen.

Die ganze Citadelle war mit einem wunderbaren Verteidigungsinstinct angelegt worden. Dieses merkwürdige Festungswerk, dessen Erbauer von unserer Strategie gar keinen Begriff hatte, beherrscht das ganze Land; von der Terrasse konnte man die zweiundzwanzig Citadellen der Brüder des Scherif zerstören.

Nachdem mich Hussein in der Citadelle umhergeführt hatte, zeigte er mir die in den dicken Mauern befindlichen Gänge, welche das Erdgeschoss und die Stockwerke umgaben. In diesen Gängen allein konnten dreitausend Mann Platz finden. Diese Gänge waren acht Fuß breit, man kann sich daher von der Dicke der Festungsmauern einen Begriff machen.

Jede Seite des Gebäudes war zweihundert Meter lang. Die Gänge hatten daher dieselbe Länge, und die Wände derselben waren mit Flinten, Büchsen, Lanzen, Säbeln und Keulen bedeckt; man brauchte nur die Hand auszustrecken, um sich zu bewaffnen. In Nischen waren die Patronen und Kugeln aufgeschichtet. Die einzelnen Stockwerke standen durch mehre Treppen in Verbindung. Auf der Terrasse war eine Sonnenuhr.

Ich hatte über die ganze Einrichtung nur eine Bemerkung zu machen, nemlich: zwei Kanonen auf jedem Thurme aufzustellen, um nach zwei verschiedenen Seiten zugleich schießen zu können.

Der Scherif Hussein gab mir Recht. Es kam nur darauf an, die neuen Kanonen auf die Plattform zu bringen. Ich machte noch denselben Tag ein kleines Modell einer Winde, welches die sehr geschickten Tischler im Großen ausführten. Drei Wochen nachher waren die Kanonen auf den Thürmen.

In dem Pulvermagazin mochten sich etwa zweihundert Centner befinden. Ich nahm Proben um Versuche damit anzustellen. Hussein hatte englisches und arabisches Pulver. Ich hatte französisches Pulver, von welchem ich ebenfalls eine Probe holen ließ.

Die Pulverprobe war ein dem Scherif ganz unbekanntes Instrument. Das englische Pulver hielt eilf einhalb, das französische eilf, das arabische neun einhalb Grade. Hussein sah zu seinem Erstaunen, daß das einheimische Schießpulver das schwächste war. Er hatte arabische Feuerwerker, welche ihm täglich einen Centner liefern konnten. Außerdem setzte sein Pulver viel Schmutz ab. Er fragte mich um die Ursache des Schmutzes und der geringen Kraft.

»Aus welchem Holz werden die Kohlen gebrannt?« fragte ich.

»Aus Kirschlorberholz,« antwortete er.

»Das Holz ist gut,« erwiederte ich, »aber die Feuerwerker nehmen zu viel Kohlen und zu wenig Salpeter.«

Man ließ die Feuerwerker kommen, die nicht nur Muster von ihrem Pulver, sondern auch alle Bestandtheile mitbrachten. Ich machte nun in seiner Gegenwart die Mi-

schung nach dem in Europa üblichen Verhältniß. Das Pulver hielt zehn Grade, und setzte weniger Schmutz ab. Dies war schon ein Fortschritt. Hussein sah ein, daß meine Bemerkung richtig war.

Es wurde gemeldet, daß das Metall im Fluß sey. Wir gingen hinunter. Ich warf etwas Borarpulver in den Schmelztiegel, um das Metall noch flüssiger zu machen; dann goß ich es in die Form.

Der Guß gelang vollkommen; einige Risse in der Form konnten nur der schlechten Beschaffenheit des Sandes zugeschrieben werden, aber ich erhielt eine ganz runde, etwa ein Pfund schwere Kugel.

Hussein war hoch erfreut und gab sogleich Befehl, in dem »Schlangenfurt« — so hieß meine Citadelle — eine Gießerei einzurichten. Die Arbeiter legten noch denselben Tag Hand ans Werk.

In vierzehn Tagen waren alle Vorkehrungen getroffen; es fehlten nur noch die Blasebälge, zu denen ich das Modell angefertigt hatte, und die Thonerde, die aus dem Gebirge geholt werden mußte.

Organisationsplan. — Kriegsgelüste Husseins.

Am andern Morgen brachte ich dem Scherif Hussein versprochenemmaßen meinen Organisationsplan.

Hussein hatte ein hinlänglich großes Gebiet und genügende Geldmittel, um hunderttausend Kobailen ins Feld zu stellen. Die Kobailen sind treffliche Schützen, und sie konnten, wenn sie fanatisirt wurden, eine furchtbare Macht bilden. Von Mannszucht konnte bei ihnen freilich nicht die Rede

seyh; man mußte ihnen ihre Freiheit und die Wahl ihrer Führer lassen, sie gut besolden und verpflegen.

Das stehende Heer mußte auf europäischen Fuß eingerichtet werden.

Der Scherif billigte alle meine Ideen, die er für ausführbar hielt; jene aber, die seiner Meinung nach mit dem Volkscharakter im Widerspruch standen, wies er zurück. Der Kostenpunkt gab hier wie bei allen Unternehmungen den Ausschlag. Hussein ermächtigte mich indeß, nach Frankreich zu schreiben, um zu erfahren, ob ich die gewünschten Leute zusammenbringen könne. Dies war viel verlorne Zeit; aber die Zeit kommt bei den Arabern nicht in Betracht. Es wäre am besten gewesen, mich mit den nöthigen Geldmitteln zu versehen und nach Frankreich zu schicken; aber er fürchtete, ich würde nicht wieder kommen.

Alle diese Vorbereitungen wurden nicht ohne Ursache getroffen, und führten uns natürlich auf das Ziel, welches der Scherif vor Augen hatte. Er hatte offenbar große Entwürfe, mit deren Ausführung er sofort begann.

Es war ein Uhr, als wir noch auf der Terrasse saßen. Alle Wachen und Diener schliefen. Die Hitze war kaum zu ertragen, obgleich wir unter einem Zelt waren und unsere ganze Bekleidung aus einem langen weiten Hemd von Musselin, aus einem gestreiften Turban und gestickten Babuschen bestand.

Hussein sah sich nach allen Seiten um; als er alle Augen geschlossen fand, sagte er zu mir:

»Ich habe Dich genau beobachtet, um zu wissen, ob ich Dir mein Vertrauen schenken kann. Du bist zwar ein Europäer; aber ich weiß, daß Du ein aufrichtiger Bekenner des Propheten geworden bist und daß mein Wohl zugleich das

deine ist: Du bist daher der Mann, dem ich mich ganz anvertrauen will.«

»Rede, hoher Herr,« sagte ich, mich verneigend.

»Was ich Dir mittheilen will,« fuhr er fort, »werde ich weder meinem Sohn noch meinen Brüdern sagen; denn bei uns lauert der Verrath hauptsächlich in der Familie . . . Du weißt, daß die Engländer Aden besitzen.«

»Ich glaube, sie haben es 1839 von dem damaligen Scherif gekauft.«

»Der Iman von Sana ist ihr Bundesgenosse geworden; er ist mein Feind, und folglich sind die Engländer meine Feinde.«

»Deine erklärten Feinde?«

»Nein, aber sie verschaffen dem Iman von Sana die Mittel zur Kriegführung.«

»Führt er denn Krieg gegen Dich?«

»Nein, aber er erwartet nur eine Gelegenheit; er hält Agenten in allen Städten des Küstenlandes, welche die Bevölkerung gegen mich aufwiegeln sollen.«

»Auf Anstiften der Engländer?«

»Ja, die Engländer gehen hier eben so zu Werke wie in Indien: sie nehmen ein Gebiet unter ihren Schutz, um es später in Besitz zu nehmen. Aber ich lasse mich nicht täuschen; sie haben es gesehen, als ich den englischen Residenten aus Mokka vertrieb und die englische Flagge mit Kanonen herunterschießen ließ.«

»Sie haben Dir's nicht verziehen, obgleich sie zu meinem größten Erstaunen keine Rache dafür genommen haben.«

»Denkst Du denn nicht an die Empörung meines Bruders Hammud und an die Versuche, meine andern Brüder gegen mich aufzumiegeln? Die Engländer sind meine Todfeinde.«

»Was gedenkst Du gegen sie zu unternehmen?« fragte ich. Hussein sah mich an, als hätte er im Innersten meines Herzens lesen wollen.

»Die Engländer sind nicht nur unsere politischen, sondern auch unsere religiösen Feinde,« sagte er.

»Was gedenkst Du gegen sie zu unternehmen?« wiederholte ich.

»Wenn Du ein echter Franzose und guter Muselman bist, so mußt Du sie hassen wie ich, ja noch mehr als ich; denn ich habe gehört, daß sie Frankreich seit hundert Jahren großen Schaden gethan haben.«

»Sie haben meinen Vater getödtet.«

»Deinen Vater haben sie getödtet? Und »Bonabardo« haben sie auf einem Felseneilande elendiglich umkommen lassen! . . . Sprich, kann ich Vertrauen zu Dir haben und auf deine Verschwiegenheit zählen?«

»Du kannst Dich auf mich verlassen.«

»Nun, dann will ich Dir alle meine Entwürfe mittheilen. Wenn mir die Vorsehung ihren Beistand schenkt, so wird das rothe Meer binnen sechs Monaten den Engländern verschlossen und der Islam gerettet seyn.«

»Durch welches Mittel?«

»Durch Absperrung der Meerenge Bab-el-Mandeb.«

Ich stellte mich ganz erstaunt, obgleich ich diesen Plan schon lange von dem Scherif Soliman erfahren hatte.

»Wie willst Du das anfangen?« fragte ich.

»Kennst Du Aden?«

»Nein, aber ich weiß wie die Meerenge beschaffen ist.«

»Dann weißt Du auch, daß die großen Schiffe nur zwischen Aden und Berim hindurchfahren können.«

»Ja, ich weiß es.«

»Ich werde nöthigenfalls hundert mit Steinen beladene Fahrzeuge versenken, um die Durchfahrt zu verschließen.«

»Weißt Du denn wie tief das Meer zwischen Aden und Berim ist?«

»Nein.«

»Es ist vierunddreißig bis fünfunddreißig Faden tief.«

»Woher weißt Du das?«

»Ich weiß es. Du brauchst zur Ausführung deines Planes nicht hundert, sondern dreihundert Fahrzeuge.«

»Ich versenke dreihundert, sechshundert, wenn's seyn muß.«

»Aber Du mußt die Schiffe mit Ankern und Ketten befestigen, sie werden sonst durch die Flut und die Strömung fortgerissen.«

»Ich werde sie schon befestigen.«

»Aber dann verschließt Du das rothe Meer nicht nur den Engländern, sondern auch allen übrigen Nationen: dies wäre das Verderben deines Landes.«

Hussain wurde nachdenkend.

»Ueberdies,« setzte ich hinzu, »würdest Du Dir nicht nur die Engländer, sondern alle europäischen Völker zu Feinden machen, und die handeltreibenden Nationen würden sich vereinigen, um die Durchfahrt wieder freizumachen und Dich anzugreifen.«

»Dann wäre es ein heiliger Krieg,« erwiederte Hussain; »drei Millionen Araber würden zu den Waffen greifen. Dazu haben wir zwei Verbündete, gegen welche die Soldaten aus den Westländern nichts vermögen: Fieber und Durst.«

»Du willst also, um deine Privatrache gegen die Engländer zu befriedigen, die ganze Halbinsel mit Feuer und Schwert verwüsten lassen?«

»Ich habe ein Gelübde gethan.«

Wenn ein Muselman sagt: ich habe ein Gelübde gethan, so ist nichts mehr zu antworten. Ich schwieg. Hussein sah wohl, daß ich nicht aus Ueberzeugung schwieg.

»Die Engländer,« fuhr er fort, »hindern den Großherrs, meine Souveränität anzuerkennen; die Engländer suchen ihn zu bereden, mich aus den Städten des Küstenlandes zu vertreiben und meine Brüder und Soldaten durch Paschas und türkische Garnisonen zu erzezen; die Engländer erbieten sich, diese Paschas und Garnisonen zu bezahlen, da die Pforte nicht reich genug ist, um die Kosten zu bestreiten. . . Kurz und gut, ich habe ein Gelübde gethan.«

Ich schwieg.

»Alle meine Vorkehrungen,« fuhr er fort, »sind an verschiedenen Punkten des rothen Meeres getroffen, und einige zuverlässige Freunde werden genügen, um meinen Plan in Ausführung zu bringen.«

»Aber,« entgegnete ich, »Du könntest Dich ja, ohne das rothe Meer zu verschließen, mit den Wahäbiten, mit den Leuten von Assir und den Adramiten verbünden, um die Engländer aus Aden zu vertreiben.«

»Das bin ich Willens,« sagte er.

»Wenn Du diesen Plan hast, kannst Du auf mich zählen.«

»Du mußt mir behilflich seyn.«

»Ich werde thun was in meinen Kräften steht; ich will nöthigenfalls an deiner Seite mein Leben lassen, aber den Plan mit der Schließung der Meerenge mußt Du aufgeben.«

»Warum?«

»Ich habe die Ueberzeugung, daß es dein Verderben seyn würde.«

»Ich habe ein Gelübde gethan,« wiederholte Hussein mit finsterner Miene.

»Aber wenn Du denselben Zweck durch ein anderes Mittel erreichen kannst, so wird dein Gelübde immer erfüllt.«

»Das andere Mittel ist nicht so sicher,« erwiderte er.

»Das wird sich zeigen.«

»Ich habe Freunde in der Stadt; ich lasse die somaliensischen Neger und die mohammedanischen Einwohner aufwiegeln; sie sollen Feuer anlegen, und während die Engländer mit dem Löjchen beschäftigt sind, greife ich die Stadt mit fünfzigtausend Mann an.«

»Kennst Du die Stadt?«

»Ja, durch die Berichte der Araber.«

»Weißt Du, an welchem Punkte sie am leichtesten anzugreifen ist?«

»Von der Nord- und Ostseite.«

»Aber es fehlt uns an Artillerie.«

»Ich nehme Aken mit Sturm; ich opfere nöthigenfalls zehntausend Mann.«

»Es ist ein gewagtes Unternehmen.«

»Ich werde im Namen des Propheten streiten.«

»Ich sage Dir, daß ich Dir nach Kräften helfen werde.«

»Ja, Du hast es gesagt.«

»Soll ich Dir helfen?«

»Ja.«

»So schicke mich nach Aken; wir haben nichts zu thun, so lange als die Schmelzöfen nicht fertig sind und der Sand nicht angekommen ist. In vierzehn Tagen bin ich wieder hier.«

»Du wirst also wieder kommen?«

»Ich schwöre es bei dem Propheten.«

»Bei dem Haupte deines Vaters, den die Engländer getödtet haben.«

»Ja, bei dem Haupte meines Vaters!«

»In vierzehn Tagen?«

»Ja.«

»Ich gebe Dir zwanzig Tage Zeit.«

»Aber,« setzte ich hinzu, da er noch zu zweifeln schien, »Du mußt mir zwei zuverlässige Begleiter mitgeben, die mir nöthigenfalls beistehen und als Führer dienen können.«

Dieser Vorschlag schien den Scherif Hussein sehr zu erfreuen.

»Ich werde Dir zwei Leute mitgeben,« sagte er, als ob er mir eine besondere Gunst erwiese. »Aber wie willst Du in die Stadt Aden kommen?«

»Als türkischer Kaufmann, der dort Waaren einkaufen will.«

»Es ist gut.«

»Du sagtest mir, daß Du Freunde in Aden habest. Du kannst mich denen empfehlen, die deines Vertrauens am würdigsten sind. Du wirst einsehen, daß ich meinen Kopf auf's Spiel setze; wenn ich entdeckt werde, bin ich ein Spion und werde gehängt.«

»Ein Brief von mir würde Dich verdächtig machen; es ist besser, Dir von einem hiesigen Kaufmanne, etwa von einem Banjanen, ein Empfehlungsschreiben geben zu lassen. Auf diese Weise wird nicht einmal die Person, an welche Du empfohlen bist, den Zweck deiner Reise wissen. Der große Bekram ist vor der Thür, und ich brauche viele Waaren zu Geschenken, Du kannst also mein Unterhändler seyn.«

»Gut; aber der Ankauf dieser Waaren wird ziemlich

viel Zeit kosten; Du darfst Dich daher nicht wundern, wenn ich diesem Geschäfte nur wenig Aufmerksamkeit widme.«

»Du hast ganz freie Hand; die Waaren sind ja nur ein Vorwand, ein Mittel zur Erreichung eines großen Zweckes.«

»Könnte ich nicht als Beduine verkleidet in die Stadt gehen, als ob ich zu Markte ginge?«

»Das wäre schwer: Du hast ziemlich die Farbe, aber nicht die Gesichtsbildung eines Arabers; die Araber würden Dich als einen Fremden erkennen und angeben.«

»Gut, ich werde mich nach den Umständen richten.«

»Wann reifest Du ab?«

»Wann Du willst.«

Hussain sah den Himmel an; einige Wolken zogen schnell gegen Süden.

»Der Wind ist gut,« sagte er. »In einer Stunde kannst Du auf einem meiner Dromedare den Weg nach Shezan zurücklegen. Ich gebe Dir einen Brief an den Sherif Ali, meinen Neffen, der sogleich den besten Segler im Hafen zu deiner Verfügung stellen wird.«

»Aber meine Empfehlungsschreiben ...«

»Es ist wahr. Du kannst erst morgen Früh abreisen.«

»Zu welcher Stunde?«

»Bei Tagesanbruch.«

»Gut, morgen bei Tagesanbruch hole ich die Briefe und das Verzeichniß der Waaren, die ich für Dich kaufen soll.«

»Komm erst hierher, wenn Du auf einer Ecke meiner Terrasse eine rothe Fahne siehst.«

Zehn Minuten, nachdem ich dieses Signal gesehen, war ich bei Hussain.

»Merke Dir dieses Signal,« sagte er zu mir; »wenn

Du künftig die rothe Fahne auf den Zinnen meiner Citadelle wehen siehst, so ist es ein Zeichen, daß ich Dich zu sprechen wünsche; das Nachtsignal wird aus zwei am Ostende aufgesteckten Laternen bestehen.«

Diese Signale wurden in der Folge oft aufgesteckt.

Ahezan. — Der Sherif Ali. — Wieder eine Fahrt auf dem rothen Meere.

Meine Briefe waren bereit, die Dromedare gesattelt, zwei abyssinische Eunuchen ausgerüstet, um mit mir abzureisen. Ich nahm Abschied von Hussein.

Vor der Thür erwartete mich der Khasnadar; er übergab mir im Namen des Sherif einen Beutel mit Goldstücken.

»Der Herr,« sagte er, »wird dein Haus zu bewachen wissen; Du kannst ganz unbesorgt seyn.«

Da man mir die Börse ungezählt eingehändigt hatte, so gab ich sie ungezählt meinem Diener Selim.

»Bewahre das Geld sorgfältig auf,« sagte ich zu ihm, »es soll zu Einkäufen für den Sherif verwendet werden.«

»Oder zur Bestreitung deiner persönlichen Bedürfnisse,« setzte der Khasnadar hinzu.

In der Börse mochten in englischen und egyptischen Guineen etwa fünfzehntausend Francs seyn.

»Der Beutel ist sehr schwer,« sagte Selim; »wo soll ich ihn aufbewahren?«

»In deiner Dschebbirah.«

Die Dschebbirah ist eine Art Säbeltasche, die am Sattelnknopfe befestigt wird.

»Die Börse ist zu groß,« entgegnete Selim.

»So theile die Summe.«

Er gab mir, ohne zu zählen, einen Theil des Geldes und nahm den andern. Ich hatte das größte Vertrauen zu ihm, und habe nie Ursache gehabt es zu bereuen.

Wir hatten sieben Lieues zu machen. Der Weg war eben und sandig; hier und da tauchten kleine Däsen aus der Ebene auf, und glänzende Stellen, die schon von ferne in der Sonne schimmerten, deuteten auf Salzlager. — Wir legten die ganze Strecke in anderthalb Stunden zurück.

Eine Lieue von Ghezan bemerkten wir das Meer und hörten das Brausen der Wogen. Der Meeresspiegel glänzte durch die Einschnitte der Gebirgskette Dschebel-Ibn-Zakub.

Um sieben Uhr Morgens stiegen wir vor dem Zollhause ab. Die beiden Abyssinier ließen mich dort und begaben sich mit dem Schreiben Hussein's zu dem Sherif Ali, der sogleich kam, um mich zu begrüßen. Es war derselbe, der mir einige Monate früher eine Escorte verweigerte, weil er keinen Befehl dazu erhalten hatte.

Ali führte mich in sein Haus, ließ Erfrischungen bringen und gab Befehl, für mich ein kleines, aber schnellsegelndes Fahrzeug auszurüsten. Die besten Segler sind die Fischerbarcken und bieten auch den Vortheil, daß sie am wenigsten beachtet werden.

Es versteht sich, daß ich dem Sherif Ali den eigentlichen Zweck meiner Reise nicht erzählte. Es war Befehl gegeben worden, mir ein Schiff zu verschaffen, aber es war nicht einmal bekannt, wohin dieses Schiff mich bringen sollte. Ich nannte gesprächsweise die Stadt Dschidda.

Die Barke war bald gefunden und gegen neun Uhr segelfertig; aber sie sollte erst um Mittag die Anker lichten, weil sich der Wind gemeiniglich erst gegen elf Uhr erhebt.

Wenn er um die Mittagstunde nicht weht, so dauert die Windstille den ganzen Tag.

Wie immer, machte meine Anwesenheit großes Aufsehen. Meine beiden abyssinischen Eunuchen verdoppelten die Neugier; man hielt mich, wie überall, für einen Arzt. Fünf oder sechs Kranke suchten Rath und Hilfe bei mir; vielleicht war die Neugier der Patienten größer als ihre Krankheit. Selbst der Scherif Ali fühlte sich unwohl. Die Weiber zumal klagten fast ohne Ausnahme über dieses oder jenes Leiden. Ich hatte natürlich nicht Zeit eine Cur zu unternehmen.

Gegen zwei Uhr bestieg ich mit den Eunuchen des Scherif und mit Selim die Barke. Ich hatte die Zeit benutzt um Lebensmittel an Bord bringen zu lassen. Der Nordostwind war sehr günstig. Als wir aus dem Hafen ausgelaufen waren, mußten wir, um die Klippen zu umsegeln und in gutes Fahrwasser zu kommen, gegen Westen steuern. Wer uns am Hafen zusah, konnte glauben, wir lavirten, um die hohe See zu erreichen und den Weg nach Dschidda zu nehmen.

Als wir hinter der großen Insel Segid waren, befahl ich auf Mokka loszusteuern. Der Schiffspatron, der die Reise nach Dschidda zu machen glaubte, war höchst erstaunt; aber ich kümmerte mich nicht im mindesten um sein Erstaunen und wiederholte den Befehl, in südöstlicher Richtung zu steuern. Er mußte gehorchen, denn er war unbedingt zu meiner Verfügung gestellt worden, seine üble Laune wurde durch das Zureden der beiden Abyssinier und durch das Versprechen einer guten Belohnung beschwichtigt.

Nicht minder beunruhigte ihn mein Befehl, auf dem offenen Meere zu bleiben. Auf dem offenen Meere fährt man immer beträchtlich schneller, als an den Küsten, wo man

wegen der vielen Klippen und Inseln große Vorsicht gebrauchen muß. Unsrer »Saja« machte übrigens ihrem Namen alle Ehre; Saja heißt nemlich so viel als »Gilbote«. Wir fuhren mit einer Schnelligkeit von zwölf bis dreizehn Knoten in der Stunde. Diese Schnellsegler haben freilich kein Verdeck und erfordern eine sorgfältige Führung; aber unser Patron war ein trefflicher Steuermann; er kannte den Gebrauch des Compasses und lenkte seine Nußschale mit Hilfe seiner vier schwarzen Matrosen außerordentlich gut.

Gegen Abend wurde der Wind stärker und trieb uns so rasch fort, daß wir am andern Morgen bei Tagesanbruch dem Hafensorte Hodeida gegenüber waren. Wir hatten etwa fünfzig Lieues gemacht. Der Vulkan Dschebel-Far war bereits umsegelt; in der Ferne sahen wir die kleinen Sabugar-Inseln. Das Geschick war mir so günstig, als ob es gewußt hätte, daß ich Gile habe. Unsrer Fahrt wurde durch keinen Unfall verzögert. Nur wurde das rothe Meer merklich schmaler: die beiden Küsten waren kaum noch dreißig Lieues von einander entfernt. Man sah in der Frühe zu beiden Seiten einen lichten Nebel, der ein Zeichen des nahen Landes ist.

Um die Mittagszeit hatten wir fast täglich vollständige Windstille, welche bis gegen drei Uhr dauerte. Zum Zeitvertreib schoß ich Mören und Goldfische. Die Neger schliefen unterdessen und wurden nicht einmal durch die Schüsse aufgeweckt. In der Nacht hingegen, wenn ich schlief, tanzten und sangen die Matrosen und ließen sich ihren Kaffee und Tabak wohl schmecken. Meine Abyssinier hatten, ihre Genußchen würde vergessend, schon am ersten Tage mit den Schiffsleuten gute Kameradschaft gemacht, obschon sie von dem Patron und seinen Matrosen mit einer gewissen Zurückhaltung behandelt wurden. Uebrigens blieb den Leuten das Ziel und der Zweck

meiner Reise ein Räthsel, und die nächtlichen Gespräche drehten sich fast ausschließlich um diesen Punkt. Es ist überhaupt jedem Reisenden im Orient zu rathen, für alle seine Umgebungen soviel als möglich ein Räthsel zu bleiben; je räthselhafter der Reisende ist, desto mehr wird er respectirt.

Am vorletzten Tage unserer Fahrt umsegelten wir die Insel Dschebel-Sugair, wo ich einige Monate später einen gezwungenen Aufenthalt von achtzehn Tagen nehmen sollte. Dann umsegelten wir die Aroëinseln. Wir waren in der Nähe von Mokka. Der Schiffspatron meinte, diese Stadt sey das Ziel meiner Reise. In der Erwartung, etwas von mir herauszulocken, sagte er gegen Abend:

»Morgen früh kommen wir nach Mokka.«

»Wenn es Gottes Wille ist,« antwortete ich.

Diese Antwort schien er für eine Bejahung zu nehmen.

In der Nacht bemerkte ich, daß wir der Küste näher kamen. Die Feuer schienen mir nur etwa drei Lieues entfernt zu seyn. Ueberdies bestärkte mich der Compaß in meiner Vermuthung. Der Himmel war prächtig heiter, es fiel eine zahllose Menge Sternschnuppen.

Am andern Morgen befanden wir uns wirklich im Angesicht von Mokka. Wir erkannten deutlich ohne Fernrohr den Palmenwald, der die Stadt umgibt, und die vorzüglichsten Gebäude.

In der Ferne gesehen, bietet Mokka einen sehr malerischen Anblick. Am Bord herrschte große Freude; Jederman glaubte, wir würden in Mokka landen und selbst meinen Abyssiniern fiel es nicht ein, daß wir weiter reisen werden, da Mokka die officiële Hauptstadt des Emir Hussein ist.

Ich bemerke, daß ich zum erstenmale das Wort »Emir« statt »Scherif« gebrauche. Beide Ausdrücke sind ziemlich gleich-

bedeutend. Scherif heißt so viel als »Edelmann«, d. i. Nachkomme Mohammeds. Emir heißt so viel als Fürst oder Häuptling.

Während wir auf Mokka lossteuerten, gab ich plötzlich Befehl, wieder die hohe See zu gewinnen und gegen das Cap Raz-Firmah zu segeln.

Dieses sehr hohe Vorgebirge an der abyssinischen Küste hat die Form eines Sattels und wird deshalb von den Arabern »Dschebel-Serge« (Sattelberg) genannt.

Das Erstaunen meiner Leute war unbeschreiblich; ohne das Zutreden meiner Abyssinier würde der Patron meinem Befehl schwerlich Folge geleistet haben. Das Merkwürdigste der Situation war, daß meine Abyssinier, wie streng sie auch die Polizei am Bord handhabten, mindestens ebenso verdrießlich waren wie die Andern, daß wir nicht in Mokka landeten.

Das Meer war nur noch zehn bis zwölf Lieues breit. Wir brauchten daher nur dritthalb Stunden, um das Cap Raz-Firmah zu erreichen. Das Erstaunen meiner Leute war um so größer da auf dem Vorgebirge nicht ein einziges Haus steht. Nur Selim blieb ganz ruhig; er ging mit mir, wohin? das war ihm ziemlich gleichgiltig.

Der Patron machte mir dringende Vorstellungen: wir mußten in Mokka landen, um frisches Wasser einzunehmen. Ich antwortete, wir würden am Cap Raz-Firmah landen, um aus einer mir bekannten Cisterne unsere Fässer zu füllen.

»Aber wenn wir Wasser eingenommen haben,« fragte er »wohin fahren wir dann?«

»Wohin ich Dich führen werde,« antwortete ich.

Der Patron schüttelte den Kopf; seine Neugier war bereits in Besorgniß übergegangen.

Als wir ans Land stiegen, gab ich Befehl, dort zu übernachten. Wenn wir weiter gefahren wären, hätten wir

die Meerenge in der Nacht erreicht und das wollte ich nicht. Ich hatte die Reise unternommen, um zu sehen, und in der Nacht würde ich wenig gesehen haben.

Der Befehl, auf der Küste zu übernachten, rief beinahe eine Meuterei hervor. In dem Lande Anakil, das wir betreten hatten, hausen verschiedene Stämme der Gallas, welche wegen ihrer Räubereien berüchtigt und gefürchtet sind. Es ist die Heimat der schwarzen Löwen. Die unter der Gewaltherrschaft dieser Löwen stehenden Heerden sind eine eigenthümliche Gattung Schafe mit schwarzen Köpfen, Fettschwänzen und Schweinsborsten. In der Nähe des Wasserbehälters fand ich Fährten von Gazellen und Löwen. In den Gebirgen leben viele wilde Schafe mit sehr langen gewundenen Hörnern.

Die Klagen der Schiffleute waren in der That nicht ganz unbegründet; wir begaben uns daher, nachdem wir das nöthige Wasser eingenommen, wieder an Bord, und ich ließ in einiger Entfernung von der Küste den Anker werfen.

In der Nacht hörten wir das Gebrüll der Löwen, die sich der Küste näherten, vermuthlich um an dem Wasserbehälter ihren Durst zu löschen. Die hundert Meter, welche uns vom Lande trennten, schienen den Seeleuten gegen einen unwillkommenen Besuch des Königs der Wüste keine hinlängliche Sicherheit zu bieten, denn sie trafen alle möglichen Vorkehrungen zur Abwehr. Wer übrigens einmal das Brüllen des Löwen in der Wüste oder im Walde gehört hat, vergißt es nie wieder.

Bei Sonnenaufgang gab ich, sobald das Morgengebet verrichtet war, das Zeichen zur Abfahrt.

„Aber wohin soll ich Dich denn führen?“ fragte der Schiffspatron.

„Gerade aus,“ antwortete ich.

Wir steuerten auf die Insel Perim zu.

Die Straße Bab-el-Mandeb. — Brandung in der Bucht Bir-Ahmed. — Recognoscirung.

Gegen zwei Uhr Nachmittags waren wir der Insel Perim bis auf zwei Lieues nahe gekommen. Die beiden Ufer des rothes Meeres, welche einander bis zur Straße Bab-el-Mandeb immer näher kommen, sind an jenem Punkte schon ohne Fernrohr sichtbar, obgleich in dem leichten Nebel, der sie bedeckt, die Gegenstände nicht deutlich zu unterscheiden sind.

Beide Küsten bieten einen traurigen Anblick; nichts als Sand, davon an einigen fahlen Felsen sehr wenig grüne Bäume. Die Insel Perim ist etwas grüner und frischer als die übrige Landschaft. Als wir in die Nähe desselben kamen, befahl ich dem Patron, sich zum Fischfang zu rüsten. Er wußte nicht was er davon denken sollte; aber er mußte gehorchen. Ich fürchtete, wir könnten von einem englischen Schiff beunruhigt werden, wenn unser Fahrzeug nicht für eine Fischerbarke gehalten würde. Ueberdies sollte nicht zu schnell gesegelt werden, denn ich wollte die Ortsverhältnisse genau in Augenschein nehmen, um mich zu überzeugen, ob die Ausführung der Plane Hussein's möglich sey.

Zwischen der Insel Perim und der Küste des Landes Adajel ist das Meer etwa drei Lieues breit. Die Insel, welche der andern Küste näher ist, liegt gerade vor dem Cap Bab-el-Mandeb («Bforte der Thränen»). Zwischen ihr und dem Cap liegt die sogenannte Piloteninsel, welche rechts und

links ein Fahrwasser von einer halben Lieue Breite und dreiunddreißig bis vierunddreißig Lieues Länge hat. Ich warf das Senkblei aus und fand auf der ganzen Straße eine Tiefe von zweiundzwanzig bis achtundzwanzig Faden. Dies war mehr als hinreichend für die größten Schiffe. Der Plan des Scherif Hussein war also ziemlich unausführbar, um so mehr, da die Engländer auf der Insel Berim und der Piloteninsel Festungswerke anlegten.

Gegen fünf Uhr fuhren wir durch die Meerenge und an der kleinen Inselgruppe vorüber, die bei den Arabern den Namen der »Acht Brüder« führt. Der indische Ocean that sich vor uns auf.

Das Erstaunen meines Schiffspatrons wurde zur Bestürzung. Ich befahl ihm an der arabischen Küste hin zu fahren und sich nur etwa eine Lieue von derselben zu entfernen.

Die Nacht war angebrochen. Ich gestehe, daß ich in jener Nacht wenig schlief.

Am andern Morgen, bei Tagesanbruch umsegelten wir das Vorgebirge »Kaz=Arimora«, von den Europäern das »Cap Sant=Antonio« genannt. Das Vorgebirge bildet die äußerste Spitze des Dschebel=Toried.

Endlich, gegen fünf Uhr Nachmittags gab ich Befehl, in der Bucht von Bir=Ahmed (»Ahmedbrunnen«) den Anker zu werfen. Auf den europäischen Karten hat diese Bucht keinen Namen.

Ich schickte sogleich einen meiner Eunuchen in das kleine Dorf El-Hädsch mit dem Befehl mir Maulthiere oder Esel zu bringen. Ich beabsichtigte, in dem Dorfe zu wohnen und nach Aden als Nachbar hinüber zu reiten. Meinen Eu-

nachen erwartete ich erst am andern Morgen gegen Mittag, denn er hatte mindestens sechzehn Lieues zu machen, und nur auf dem Rückwege konnte er reiten. — Zu meinem größten Erstaunen hörte ich Geräusch am Ufer, und erkannte seine Stimme im eifrigen Gespräch mit mehren Arabern.

Statt nach El-Hädsch zu gehen, war er nur bis zum »Bir-Ahmed« gegangen; denn neben dem Brunnen hatte er ein kleines Beduinendorf gefunden und daselbst die zu unserm Transport nöthigen Esel gemiethet.

Diese frühe Rückkehr kam mir trefflich zu Statten. — Um zwei Uhr Früh war ich zur Abreise gerüstet. Ich nahm nur einen Eunuchen mit, um durch mein Gefolge nicht großes Aufsehen zu machen. Ich begab mich mit Selim auf die Seite, und während er mir beim Umkleiden behilflich war, empfahl ich ihm, die Barke, welche in der Bucht zum Scheine fischen sollte, keinen Augenblick zu verlassen. Wenn ich ihn brauchte, wollte ich ihm den Eunuchen schicken.

Zu Bir-Ahmed machte ich Halt. Aber nach einer Stunde setzten wir unsern Weg fort. Die Eseltreiber waren unsere Führer.

Die Araber sprachen von den Engländern und von den Arbeiten, welche sie zu Aden ausführen ließen. Ich verstand genug davon, um mich zu überzeugen, daß die Bevölkerung so feindselig gegen sie gesinnt war, wie der Scherif Hussein nur wünschen konnte. Ich hörte, daß täglich Engländer ermordet würden und daß sich die rothen Uniformen nur mit großer Gefahr eine Stunde weit von der Stadt entfernen könnten; denn die Gebirgsbewohner machten sich das Vergnügen, die Rothröcke zur Zielscheibe ihrer langen Flinten zu wählen. Es war gewiß, daß Hussein nöthigenfalls auf den Beistand der Eingebornen zählen konnte.

Gegen neun Uhr Morgens kamen wir nach El-Häbsch. Ich stieg vor dem ersten Karavanserai ab. Diese kreisförmigen Herbergen mit ihrem Brunnen in der Mitte und ihren fünfzig Zimmern im Umkreise sind höchst bequem für die Reisenden. Man tritt ohne Umstände ein und sagt guten Tag, ohne Rechenschaft zu geben woher man kommt und wohin man geht. Der Wirth, der zugleich Vader, Barbier und Kaffeesteder ist, beantwortet alle Fragen, ohne selbst eine Frage zu thun, und wenn der Reisende Abschied nimmt, begnügt sich der Wirth mit einem kleinen Geldstück.

Bei der Ankunft nahm ich mir ein Zimmer wie die Andern: aber ich behielt es nicht lange. Jedes Zimmer hat keine andere Oeffnung, als die Thür, und folglich keinen Luftzug, eine große Unannehmlichkeit in einem Lande wo der Thermometer in der heißen Jahreszeit auf zweiundvierzig bis fünfzig Grade steigt.

Diese Temperatur, welche um ein Drittel höher ist als die zum Ausbrüten der Seidenwürmer nöthige Wärme, brütet leider auch andere Thiere aus. Kaum lag ich in dem unheilvollen Zimmer, so fühlte ich mich von tausend Nadeln gestochen. Ich zündete eine Wachskerze an und sah nach. Es war schauderhaft anzusehen; ich fand eine reiche Sammlung Insecten, von den Mückens bis zum Scorpion und Tausendfüß, — aber nicht paarweise, wie in Noah's Arche, sondern zu Tausenden, zu Millionen!

Ich flüchtete mich in den Hof mitten unter die Kamehle — hier hatte ich eine angenehme Ueberraschung anderer Art, ich machte die Bekanntschaft eines Thieres, das die Kamehle in besondere Affection genommen hat, sich aber im Nothfalle auch mit Menschen begnügt. Der wissenschaftliche Name ist mir nicht bekannt, aber ich glaube

ihm nicht Unrecht zu thun, wenn ich es mit dem europäischen »Holzbock« vergleiche, der sich auf Kosten unser Jagdhunde mästet.

Ich rief meinen Eunuchen. Dieser hieß Osman, wie in einer Tragödie von Racine.

»Osman,« sagte ich, »es ist mir unmöglich, fünf Minuten länger hier zu bleiben.«

»Warum denn nicht, edler Hadshi?« fragte er.

Jeder Muselman, der die Reise nach Mekka gemacht hat, ist ein »Hadshi« (Pilger), und wird mit diesem Titel begrüßt.

»Sieh nur,« erwiderte ich, indem ich ihm einen Zipfel meines Hemdes und zugleich eine Sammlung von Ungeziefer zeigte, um die mich ein Spanier beneidet haben würde.

Osman betrachtete den Hemdzipfel, aber er verstand mich nicht.

»Muskitos, Wanzen, Flöhe!« setzte ich hinzu; »ich will an einen Ort gehen, wo kein Ungeziefer ist. Suche mir eine Wohnung; ich bleibe keine Stunde hier.«

»Nimm Dich in Acht,« warnte Osman, »Du wirst Dich verrathen.«

»Und wenn man mich erkennt!« entgegnete ich; »ich will mich lieber hängen, als von diesen abscheulichen Thieren fressen lassen.«

Osman erklärte mir, ich würde überall dasselbe und vielleicht etwas noch Schlimmeres finden. Aber er fand einen Ausweg. Er entfernte sich und gab mir einen Wink mich zu gedulden.

Gleich darauf kam er mit einem »Sirir« und einem Sacke von gestirnistem Baumwollstoff zurück.

Ein »Sirir« ist ein auf vier Füßen ruhender Rahmen,

der mit einem Gurtenbett große Aehnlichkeit hat, nur, daß er statt der Gurten mit Stricken aus Balmbältern bespannt ist.

Dies war das Bett. Der Sack war zugleich Matratze, Betttuch und Decke.

Er stellte dieses Bett draußen vor dem Kaffeehause auf, und zeigte mir ein Duzend Reisende, welche zu demselben Mittel ihre Zuflucht genommen hatten und durch ihr Schnarchen bewiesen, daß sie sich nicht schlecht befanden.

Vor Allem sollte ich mich meiner Unterkleider entledigen und in den Sack kriechen. Aber der Sack kam mir in Bezug auf Reinlichkeit verdächtig vor; ich legte ihn daher als Kopfkissen zusammen und streckte mich in vollen Kleidern auf den Rahmen.

Dieses »in vollen Kleidern« hatte im Lande Zemen freilich nicht die Bedeutung, die es bei uns hat.

Ich konnte nicht schlafen. Mein europäisches Zartgefühl, verbunden mit den verschiedenen Gefahren, in denen ich mich befunden und die mich zwangen, nur mit Einem Auge zu schlafen, haben mich dergestalt an das Wachen gewöhnt, daß ich jetzt noch in Frankreich, wo meine Ruhe weder durch Feinde noch durch Insecten gestört wird, sehr wenig schlafe und stets bereit bin, bei dem mindesten Geräusche aus dem Bette zu springen.

Ich war eigentlich nicht gekommen um zu schlafen, zu rauchen, Kaffee zu schlürfen und Almeen tanzen zu sehen; aber wer einen Muselman vorstellen will, darf sich nie beeilen. Ein Muselman hat immer Zeit. Nur die Juden und Christen, insbesondere die Griechen, haben Eile, und mit der Zeit gewöhnen auch sie sich an diese allgemeine Trägheit.

Ueberdies durfte ich hier noch weniger als anderswo meine religiösen Pflichten versäumen. Ich verrichtete daher nebst den Uebrigen mein Gebet.

Nach dem Gebete wird gegessen. Osman hatte mir ein Huhn mit Reis zubereitet. Ich aß schnell mein Huhn und dachte dann an meine Geschäfte.

Vor Allem mußte ich die Lage von El-Hädsch beobachten. Osman mußte sich, um meine Neugierde zu befriedigen, nach der Bevölkerung und insbesondere nach den angesehensten Kaufleuten erkundigen.

El-Hädsch ist ein großes, nicht sehr stark bevölkertes Dorf; die Eingebornen sind Landleute und Handwerker. Die wechselnde Bevölkerung besteht aus Beduinen, welche Vieh, Zucker, Kaffee und Wolle zum Verkaufe bringen. Diese wechselnde Bevölkerung, welche gegen die Engländer sehr erbittert ist, entfernt oder nähert sich, je nachdem Krieg oder Waffenstillstand ist. Wenn die Engländer über die ihnen getödteten Leute böse werden, so ziehen sich die Beduinen in die umliegenden Gebirge zurück. Die Engländer werden dann nicht mehr todt geschossen, man läßt sie verhungern; sie müssen dann ihre Lebensmittel von der Ostküste Afrika's, von Mauritius oder Ceylon holen. Wenn sie Friede machen, so ist der Markt wieder mit Lebensmitteln überfüllt. Es liegt daher im Interesse der Engländer, bei dem Appel ihrer Soldaten ein Auge zuzudrücken.

Die Beduinen behalten das eingenommene Geld in Händen, und wenn sie Waffen und Pulver kaufen müssen, kommt das englische Geld in Vorschein.

El-Hädsch liegt 18 bis 20 englische Meilen nördlich von Aden; man braucht wegen der beiden zu überschreitenden Bergketten eine ganze Nacht, um den Weg zu machen.

Die ganz von Bergen eingeschlossene Umgegend von Ghadsch ist gut angebaut. Am Tage ist die Hitze sehr drückend, die Nächte sind außerordentlich feucht.

Nachdem ich fast den ganzen Tag die Umgebungen in Augenschein genommen, machte ich dem Scheikh einen Besuch. Er hieß Sidi Ahmed.

Ahmed ist das Verkleinerungswort von Mohammed. Sidi Ahmed ist nur der Beamte eines andern Ahmed, der weit mächtiger ist als sein Namensvetter. Der wahre Ahmed ist der Sultan der Hadeli, der König des Gebirgslandes; er allein kann zwei- bis dreitausend Mann ins Feld stellen, aber mit Zuziehung der ihm durch Furcht unterworfenen Stämme kann er die doppelte Kriegerzahl zusammenbringen. Diese Gebirgsleute sind treffliche Schützen, welche bald dem Steinbocke oder Panther, bald den Engländern auflauern.

Mein Titel »Ghadschi« verschaffte mir überall eine freundliche Aufnahme. Mein grüner Turban verkündete ihn, wenn mein Abyssinier nicht da war, um ihn zu verkünden.

Der Scheikh wollte den Zweck meiner Reise wissen. Ich reiste in Handelsgeschäften; ich war ein türkischer Kaufmann und kam geradeß Wegß von Mekka. Er erkundigte sich nach dem Sheriff von Mekka und nach dem Pascha von Dschidda. Ich wußte über den Pascha wie über den Sherif genügende Auskunft zu geben. Dann lenkte er das Gespräch auf die Politik und fragte was die Engländer im Schilde führten. »Meine Handelsgeschäfte,« erwiederte ich, »nehmen meine Thätigkeit zu sehr in Anspruch, als daß ich mich mit Politik beschäftigen könnte.«

Da ich so schlecht unterrichtet schien, glaubte der Scheikh sammt den ihn umgebenden Personen desto redseliger seyn zu müssen. Aus allen ihren Worten sprach tiefer Haß gegen die

Engländer; nur bei dem Scheikh wurde dieser Haß durch Habsucht gemildert. Im Grunde brachten die verhaßten Engländer viel Geld ins Land; sie mußten Alles nach dem Londoner Course bezahlen. Einen Engländer betrügen war ein verdienstliches Werk; wer einen Rothrock todt schoß, erwarb sich ein noch größeres Verdienst; aber man kann nicht immer thun was man will, und thut daher was man kann. Wer einen Engländer betrogen oder bestohlen hatte, rühmte sich dessen laut, ein Mord hingegen wurde sorgfältig verschwiegen. Wenn ein Engländer todtgeschossen war, so beklagten die Eingebornen das Unglück und suchten den Mörder auf; aber da sich der Letztere gemeiniglich unter den Suchenden befand, so wurde er nicht gefunden. Man schob dann die Schuld auf andere benachbarte Stämme, auf die Beni-Sobbasch, die Beni-Agas, die Fadeli, gegen die man nichts vermochte.

Inzwischen verbreitete sich die englische Herrschaft nicht über eine halbe Meile um Aden; da aber zu Bir-Ahmed viel von den strategischen Arbeiten der Engländer gesprochen wurde, so konnten sich die schlauen Araber über die Wichtigkeit dieser Werke nicht täuschen. Man wußte Alles, was zu Aden vorging; denn der Araber ist ein geborner Spion, seinem Scharfblick entgeht nichts, er sieht und hört Alles, ohne es zu wollen, gleichsam instinctmäßig, und hat den Europäern gegenüber die harmloseste, unbefangenste Miene von der Welt. Das Milchmädchen, der Obst- und Gemüschändler spionirt; die Handelsleute, welche ihre Wolle und Schafe zu Markte bringen, spioniren, und Alles, was man gesehen und erlauscht hat, wird sogleich im Gebirge wieder erzählt.

Die Engländer geben ungeheure Summen aus, um die Araber für sich zu gewinnen. Sie finden zuweilen wohl einige Verräther, aber nie einen Freund unter ihnen. Um den Ge-

birgsbewohnern einen Schrecken einzujagen, knüpfen die Engländer zuweilen einen Araber auf. Ein solcher wird als Märtyrer betrachtet, dessen Tod gewiß durch das Blut von zehn Engländern gesühnt wird.

Während dieses politischen Gesprächs befragte mich der Scheikh über meine Handelsgeschäfte. Ich erwiederte, daß ich die Reise unternommen, um Wolle, Kamehlhaare und einige Ballen Kaffeh einzukaufen.

»Warum willst Du denn hier und nicht zu Mokka den Kaffeh kaufen?« fragte er.

»Zu Mokka war kein Kaffeh mehr zu haben; alle Borräthe waren als Tribut an den Pascha von Egypten gesandt worden, der den Kaffeh an den Sultan nach Stambul zu liefern bat.«

Diese Antwort schien ihn zu befriedigen.

»Aber,« entgegnete er, »einiger Borrath war doch noch dort?«

»Allerdings; aber die Holländer hatten Alles aufgekauft. Ueberdies war mein Augenmerk nicht auf Kaffeh, sondern auf Wolle gerichtet; ich hatte auch Bestellungen auf indische Stoffe, die ich in Aden kaufen wollte.«

Alles dies war höchst wahrscheinlich. Der Scheikh hatte keinen Verdacht; er selbst trug mir Wolle zum Verkauf an und erbot sich, mir noch andere Verkäufer zuzuweisen und mir im ganzen Gebirge sicheres Geleit zu geben. Es wäre mir lieber gewesen, wenn er mir für die Stadt Aden seinen Schutz angeboten hätte. Ich sagte, daß mir die Stadt ganz unbekannt sey, und zog einige Erkundigungen ein.

»Wann willst Du nach Aden gehen?« fragte er.

»Morgen, wenn's Gott gefällt.«

»Ich will Dir einen meiner Slaven mitgeben, er wird Dich in meinem Namen an einige Banjanen empfehlen.«

Ich dankte ihm für seine Zuvorkommenheit und nahm Abschied.

Stadt und Festung Aden. — Beobachtungen. — Rückreise.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch reiste ich mit Osman und dem Diener des Scheikh nach Aden ab. Wir ritten auf Eseln, um möglichst einfach zu erscheinen und kein Aufsehen zu machen.

Aden liegt am Fuße des Gebirges, dessen höchsten Kamm man erreichen muß, um die Stadt zu sehen. Von der Höhe dieses Berges könnte man die Stadt mit Wallbüchsen beschießen. Das Vorgebirge, auf welchem sie erbaut ist, hat ihr den Namen gegeben oder von ihr erhalten.

Viele Schriftsteller haben in dem Namen »Aden« eine geographische Bezeichnung des irdischen Paradieses erkennen wollen. Der Unterschied zwischen »Aden« und »Eden« ist allerdings sehr klein.

Die Entfernung von der Meerenge Bab-el-Mandeb beträgt etwa zwanzig Lieues. Die Stadt, obgleich von den Engländern zu einem festen Platz umgestaltet und von den Eingebornen verlassen, zeigt immer noch einige Ueberreste ihres vormaligen arabischen Glanzes. Alle neuen Bauwerke sind von den Engländern errichtet worden.

Die Umgebungen der Stadt sind öde und unfruchtbar; das Gebirge Schemscham streckt überall seine nackten Granit-

gerippe empor. Die Luft ist ungesund, das Wasser kaum genießbar, und aus diesen beiden zerstörenden Elementen entstehen Ruhr, Leberleiden, Wassersucht und Hautkrankheiten. Selbst die Eingebornen, welche doch an das Klima und Wasser gewöhnt seyn sollten, haben ein fränkliches Aussehen; man kann daher denken, wie schlecht sich die Europäer befinden. Die Engländer wechseln jährlich mindestens zwei Dritttheile ihrer Garnison.

Seidern der arabische Handel fast vernichtet ist, erhält die Stadt nur durch die indische Post einiges Leben. Die wenigen orientalischen Kaufleute, die noch in Aden wohnen, finden in diesem Verkehr die Mittel, einige ihrer Waaren abzusetzen; aber der Großhandel befindet sich fast ausschließlich in den Händen der Engländer und Banjanen.

Die Bevölkerung von Aden besteht größtentheils aus Flüchtlingen, welche theils aus Sana und Abu-Ariich, theils aus Egypten und Persien herübergekommen sind. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa sechstausend, und fast ein Drittheil derselben sind Afrikaner und bei den Festungsbauten beschäftigt.

Die englische Besatzung besteht aus etwa zweitausend Mann Infanterie, vierhundert Mann Cavallerie, hundert Artilleristen und hundert Mann vom Geniecorps.

Die Festungswerke sind vortreflich angelegt; die Engländer haben ihr in Gibraltar und Malta bewährtes Fortificationstalent auch hier gezeigt. Von der Seeseite ist Aden uneinnehmbar; aber diese Seite war nicht der Gegenstand meiner Beobachtung, denn der Scheriff Hussein wollte die Stadt nur von der Landseite angreifen. Ich erkannte sogleich die Möglichkeit, den Platz mit Hilfe der Festungsarbeiter durch einen Handstreich zu nehmen, oder die Bambushäuser

mit einem Duzend Raketen und glühenden Kugeln in Brand zu schießen. Es war nicht zu bezweifeln, daß die Besatzung durch ein starkes Heer von Eingebornen rasch überwunden werden konnte. Dieser Erfolg konnte freilich nicht von langer Dauer seyn, denn die im indischen Meere liegenden englischen Flottillen würden Aden eben so schnell, wie es genommen, wieder in ihre Gewalt bekommen.

Meine Stellung in Aden war höchst mißlich und ich mußte die größte Vorsicht anwenden. Hatte man doch erst kurz vor meiner Ankunft neununddreißig arabische Sendlinge verhaftet. Es war kaum zu bezweifeln, daß man sie hängen würde, und es hätte sich leicht fügen können, daß ich Zeuge der Hinrichtungen gewesen wäre. Die Gefangenen hatten übrigens die Bastonade mit beispielloser Standhaftigkeit ausgehalten, und alle Versuche, ihnen Geständnisse zu entlocken, waren vergebens geblieben. Der Scheikh Achmed hatte wegen dieser neununddreißig Gefangenen mit dem Commandanten von Aden unterhandelt und furchtbare Repressalien in Aussicht gestellt, wenn die Arrestanten hingerichtet würden. Diese Drohung blieb nicht wirkungslos, die Gefangenen wurden nicht hingerichtet.

Inzwischen war aber die Bevölkerung in der größten Aufregung, und die englischen Spione mischten sich unter alle Gruppen, um zu hören was gesprochen wurde und um nöthigenfalls neue Verhaftungen vorzunehmen. Ich selbst war der Gegenstand sorgfältiger Beobachtung. Glücklicherweise spricht man zu Aden, wie im ganzen Orient, die sogenannte Lingua Franca (Frendtschi), ein Gemisch von schlechtem Italienisch und noch schlechterem Griechisch, Türkisch und Arabisch. Durch diese Sprache, die ich ziemlich gut verstand, lernte ich die wahre Lage der Dinge kennen und erfuhr, daß

der englische Commandant Verstärkungen erwarte, und daß die Hinrichtungen erst nach Ankunft dieser Verstärkungen stattfinden sollten.

Die Klugheit gebot mir daher, mich dem Anscheine nach nur mit dem Ankauf von Waaren zu beschäftigen. Ich ließ mich von dem Slaven des Scheikh zu den Freunden seines Herrn führen und kaufte von ihnen für fünftausend Francs indische Waaren: Baumwollstoffe, Musselin, Nankin, Sandalen &c. Nach Kasseh sah ich mich nicht um, da sich der Scheikh erboten hatte, mir meinen Bedarf zu liefern. Endlich kaufte ich einige Ballen Farinzucker. Die Araber genießen keinen harten Zucker, weil sie glauben, er werde durch das Blut und die Knochen von gefallenem Thieren krySTALLISIRT. Ich nahm noch einige Ballen Datteln und Gewürze, und ehe die Stadthore geschlossen wurden, saß ich wieder auf meinem Esel, und ritt zwischen meinem Sunuchen und meinem Führer fort.

In der Nacht kamen wir nach El-Hädsch. — Alle Straßen sind vollkommen sicher, ausgenommen für Feinde und für Leute, die man für Spione hält. Auf dem ganzen Wege begegneten wir patrouillirenden Beduinen, die uns anhielten, mit dem Führer einige Worte wechselten und uns dann ruhig fortreiten ließen.

Schon eine Stunde weit hörten wir das Hundegebell und das Getöse der Lamtam und Tarbuka im Dorfe. Ich wäre lieber in aller Stille eingezogen; denn ich war ganz erschöpft von den vielen durchwachten Nächten und von den Gemüthsbewegungen, deren ich mich im Laufe des Tages nicht hatte erwehren können.

In der Ferne hätte man glauben können, das Dorf El-Hädsch werde von Besessenen bewohnt. Man tanzte und

spielte und jauchzte trotz einer in vollen Flammen stehenden Hütte.

Ich stieg vor dem Karavanserai ab und warf mich auf mein Feldbett. Das Ungeziefer hatte ich auf der Reise ziemlich abgeschüttelt, aber die Muskitos und die Länzer ließen mich nicht schlafen. Glücklicherweise wurde der tolle Lärm durch eine Hyäne unterbrochen, welche einen kleinen Esel raubte. Die ganze Bevölkerung, Länzer, Spieler, Weiber, Kinder, lief der Räuberin nach. Man bemühte sich freilich vergebens; aber es war doch ein Vortheil für mich, denn ich wurde nur noch von den Muskitos und von dem Hahnengefrähe belästigt. Ich war so ermüdet, daß ich trotz alles Summens und Krähens einschlief.

Aber der Schlaf dauerte nicht lange. Gegen fünf Uhr Früh hörte ich das Brüllen eines Panthers. Ich sah mich um. Die Menschen schienen es gar nicht zu hören, aber die Thiere gaben Zeichen großer Bangigkeit. Die Kamehle sprangen auf und liefen ängstlich schreiend umher; die Schläfer mußten ihnen nachlaufen, um sie einzufangen.

Endlich verkündete die Stimme des Muezzin den Tag; die Weiber kamen mit ihren Wasserkrügen aus den Häusern; die Mädchen waren an ihren weißen Hemden, die Frauen an ihren dunkeln Kleidern zu erkennen. Die Männer verrichteten ihre Waschungen, und nach dem Gebet, an welchem nur die alten Frauen Theil nahmen, ging Jedermann an seine Beschäftigungen.

Ich beabsichtigte, noch den ganzen Tag in El-Hadsch zu bleiben, und erst in der Nacht die Rückreise anzutreten. Nachmittags sollte ich die zu Aden angekauften Waaren erhalten, und überdies hatte ich noch Kaffeh und Wolle einzukaufen. Um zehn Uhr begab ich mich zum Scheikh, und um

eils Uhr war unser Geschäft abgeschlossen; ich hatte drei Ballen Kaffeh und zwölf Ballen Wolle gekauft. Der Scheikh bewirthete mich in meiner doppelten Eigenschaft als Pilger und als Käufer, der ihm gegen fünfzehnhundert Francs gezahlt hatte. Ein ganzes gebratenes Schaf wurde nebst fünfzig Pfund Reis von den Gästen verzehrt. Der Araber kann fast so lange hungern, wie das Kamehl dürsten, und wenn er isst, scheint er für das ganze Leben zu essen.

Wir rauchten und tranken Kaffeh, bis die Stunde zur Abreise schlug. Da ich angeblich nach Mekka zurückkehrte, gab mir der Scheikh eine Spende für den Tempel mit. Diese Spende bestand aus einem kleinen Ballen Parfümerien und hundertfünfzig Rupien für die Armen. Ich war in einiger Verlegenheit, aber ich konnte mich nicht weigern, um mich nicht zu verrathen. Nach meiner Ankunft in Abu-Arisch schickte ich das Geschenk meinem Freunde, dem Scherif Soliman.

Gegen fünf Uhr kamen meine Waarenballen von Aden an. Der Scheikh erließ mir den Zoll, der für die aus Indien kommenden Erzeugnisse hätte bezahlt werden müssen: eine bei den Arabern fast beispiellose Gefälligkeit.

Die Waaren wurden auf zweiundzwanzig Kamehle geladen. Für jedes Kamehl bezahlte ich vier Rupien. Um sieben Uhr ging der Waarenzug ab; ich folgte um neun Uhr.

Bei Tagesanbruch traf ich wieder an der Bucht von Bir-Ahmed ein, wo ich von dem zweiten Sunuchen, von Selim und dem Schiffspatron erwartet wurde.

Das Einschiffen der Waaren dauerte etwa anderthalb Stunden. Gegen Mitternacht wurde der Anker gelichtet.

Die Rückfahrt war wegen des ungünstigen Windes sehr schwierig. Die Matrosen mußten das Schiff bis zum Cap

Antonio ziehen; sie machten diesen etwa zehn Lieues langen Weg in drei Stunden. Wir stiegen ans Land, zu meiner großen Freude konnte ich in einer Fischerhütte ein paar Stunden ruhen. Zwei Neger und der eine Sunuche waren am Bord geblieben.

Wir brauchten mehr als vier Tage, um das Cap Babel-Mandeb zu umschiffen; wir machten kaum vier Seemeilen in einem Tage. Als wir die Insel Perim im Rücken hatten, konnten wir wieder mit aufgespannten Segeln fahren. Der Wind war freilich nicht ganz günstig, aber wir fuhren mit der Strömung.

Am Abend des zweiten Tages warfen wir vor Mokka den Anker aus, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Am andern Morgen fuhren wir wieder ab.

Sechzehn Tage nachher waren wir in Schezan. Am andern Morgen traf ich zu Abu-Arisch ein.

Meine Reise hatte fünfundzwanzig Tage gedauert.

Die Bäder in Jemen. — Ein Besuch Hussein's.

Scherif Hussein erwartete mich mit großer Ungeduld. Er ließ mir kaum Zeit, von meinem Dromedar zu steigen, und führte mich auf die Terrasse. Dort mußte ich ihm ausführlich erzählen was der Leser bereits weiß.

Da ich Aden von der Höhe des Berges und gleichsam aus der Vogelperspective beobachtet hatte, so konnte ich auf dem Fußboden einen Grundriß zeichnen. Aber auf die Stärke der Stadt kam es eigentlich nicht an; Aden konnte durch einen Handstreich genommen werden, wenn die Volksstämme von Jemen gemeinsame Sache gegen die Engländer machten.

Aber der eroberte Platz konnte sich gegen den Angriff einer Flotte unmöglich halten.

Die Absperrung der Meerenge stellte ich ihm als fast unmöglich dar. Wäre keine andere Einfahrt in das rothe Meer gewesen, als der neun Lieues breite Canal zwischen dem Cap Bab-el-Mandeb und der Sootseninsel, so hätte man dieses Fahrwasser allenfalls absperren können; aber wie sollte man die drei Lieues breite Strecke zwischen der Insel Berim und der afrikanischen Küste verschließen? Die Schwierigkeit war um so größer, da alle Küstenplätze nicht nur von den Engländern, sondern auch von den afrikanischen Häuptlingen äußerst streng bewacht wurden. Woher sollte man die zu versenkenden Schiffe nehmen? Wollte Hussein sie kaufen, so machten sie eine tiefe Lücke in seiner Cassé; wollte er sie mit Gewalt nehmen, so schädeten sie seiner öffentlichen Achtung. Er brauchte wohl tausend Fahrzeuge dazu, und waren diese im rothen Meere aufzutreiben? Und wenn sie aufzutreiben waren, würde dann nicht der ganze Küstenhandel auf viele Jahre vernichtet werden?

Alle diese Gründe schienen einigen Eindruck auf Hussein zu machen. Seine Stirn verfinsterte sich, als er sich überzeugte, daß die Ausführung seines Lieblingsplanes auf unbesiegbare Hindernisse stoße. Er verlangte Bedenkzeit und entließ mich.

Als ich in der Thür war, rief er mich zurück.

»Wir haben in deiner Abwesenheit tüchtig gearbeitet. Nimm Alles in Augenschein; ich hoffe, daß Du zufrieden seyn wirst; was etwa nicht recht ist, soll nach deinem Befehl verbessert werden.«

Ich benützte diese Gelegenheit, um von dem Nebenzweck

meiner Sendung, nemlich von den zur Verbehlung des Hauptzweckes gemachten Einkäufen zu sprechen.

»Gut, gut,« sagte er, »wir werden später davon reden.«

»Aber ich habe die Rechnung abzulegen, Geld zurückzugeben . . .«

»Später, später,« wiederholte der Scherif ungeduldig; »Du mußt ermüdet seyn, ruhe Dich aus.«

Ich entfernte mich. — Ich war wirklich sehr ermüdet, aber ehe ich an Ruhe dachte, nahm ich die nach meiner Angabe begonnenen Arbeiten in Augenschein. Meine Citadelle hatte eine neue Ringmauer bekommen, innerhalb welcher man einen sehr einfachen, aber für den Bedarf ausreichenden Schmelzofen erbaut hatte. In einiger Entfernung von diesem Ofen war eine große Menge Brennholz aufgeschichtet. Zweihis dreihundert gußeiserne Kanonen waren in kleine Stücke zerschlagen und zum Schmelzen bereit. Unter einem Schuppen lag der Sand, den der Scherif aus dem Gebirge hatte kommen lassen. Dieser Sand war leider noch nicht ganz zu den Formen tauglich. Die Ringmauer war mit einem sehr starken Thor verschlossen.

Es versteht sich, daß alle diese Arbeiten durch Frohndienste ausgeführt worden waren, sie würden dem Scherif-Hussein sonst große Summen gekostet haben.

Soliman stattete mir von Allem, was in meiner Abwesenheit vorgefallen war, Bericht ab und übergab mir die aus Mekka, Gaire und Europa angekommenen Briefe. Unter diesen Briefen war einer von dem Pascha von Dschidda und ein anderer von dem Scherif von Mekka. Ich war von dort angeblich nach Bagdad abgereist; aber nach meiner Ankunft zu Abu-Arisch hatte ich ihnen gemeldet, welchen Posten ich

bei dem Scherif Hussein bekleidete. Beide waren unzufrieden, daß ich in den Dienst Hussein's getreten war, und schilderten mir in den glänzendsten Farben die Zukunft, die mir ihre Empfehlungen in Bagdad bereiten würden; mit Hussein hingegen, meinten sie, würde ich mich nicht lange vertragen.

Die beiden türkischen Würdenträger waren zwar keine erklärten Feinde, aber auch keine Freunde Hussein's. Dieser fürchtete nächst den Engländern zumal die Türken und ergriff gegen sie alle ihm zu Gebote stehenden Maßregeln.

Als ich meine Briefe gelesen hatte, warf ich mich auf meinen Divan. Ich war so ermüdet, daß ich das Bad bis nach dem Schlaf verschob. Man begann von meiner kleinen Abyssinierin zu sprechen, aber ich sagte wie Hussein: »Später!«

Als ich erwachte, war mein Bad bereitet. Statt der Badewanne bedient man sich in Jemen ausgemauerter Löcher, in welche das Wasser aus den Brunnen geleitet wird. Diese Löcher sind etwa sechs Fuß lang und drei Fuß tief. Um sich darin zu baden, läßt man frisches Wasser ein; das abgelaßene oder ausgeschöpfte Wasser wird zum Begießen der Gartengewächse benützt. Einige dieser Badecisternen sind mit Marmor ausgelegt. Sie sind immer mit Gebüsch umgeben, damit sich auch die Frauen darin baden können.

Anderer baden auch in großen, fünf Fuß hohen thönernen Wannen, welche entweder in den Boden eingemauert oder tragbar sind. Das durch einen unten angebrachten Hahn abfließende Wasser wird ebenfalls zum Begießen der Gartengewächse verwendet. In wohlhabenden Häusern findet man fünf bis sechs solcher Wannen in einer Reihe aufgestellt. Man badet gemeinlich in Gesellschaft, und da der Kopf wie

der Stöpsel einer Flasche herausragt, so kann man sich beim Baden mit den Uebrigen unterhalten.

Die Bannen stehen unter Lauben von Jasmin und Weissblatt, und die Zwischenräume sind mit Matten oder Teppichen belegt.

Mitteltst dieser Bannen kann man auch Sturzbäder nehmen. In diesem Falle stellt oder setzt man sich in eine eingemauerte Urne und läßt das Wasser aus einer höher stehenden Urne entweder tropfenweise oder in Strömen laufen. Solche Sturzbäder habe ich zuweilen acht bis zehn in einem Tage genommen.

Der Scherif Hussein hatte seinen Garten und seine Bäder sammt einem hübschen Kiosk zu meiner Verfügung gestellt. Dies war ein Beweis seiner besondern Huld, die nicht einmal seinem Sohn zu Theil wurde. Nur mußte ich ihm anzeigen, wenn ich ein Bad nehmen wollte, um nicht mit seinen Frauen zusammenzutreffen. Dies war das Geschäft Selim's.

Man meldete mir also, daß mein Bad bereitet sey. Ich stand auf und begab mich in den zwischen der Citadelle des Scherif und der meinigen gelegenen »Postan«.

Das Wort »Postan« heißt so viel als »Eden«. Es ist ein Lustort, ein Erholungsplatz, ein Rosengarten, wo die Poeten unter Blumen und schönen Weibern träumen. Es ist vielleicht der einzige Ort, wo die Araber ihren Ernst verlieren.

Neben diesen Bädern sind die nöthigen Parfumerien und andere Toilettengegenstände; man findet dort Kaffeh, Pfeifen und Ruhebetten; man kann im Schatten luftwandeln.

Ein solches Bad ist ein unbeschreiblicher Genuß, wenn man länger als drei Wochen auf der Reise gewesen ist und mit mancherlei Entbehrungen gekämpft hat.

Als ich wieder nach Hause kam, wurde mir der Besuch Hussein's gemeldet. Soliman hatte in meiner Abwesenheit alle Vorkehrungen zu seinem Empfange getroffen. Diese Vorkehrungen waren freilich sehr einfach, denn die ganze Einrichtung meiner Wohnung bestand ja aus Teppichen und Polstern.

Fünf Minuten nachher kam der Scherif unter dem Vortritt seiner Neger und in Begleitung seiner angesehensten Offiziere. Er machte mir diesen Besuch theils aus Höflichkeit, theils aus Neugier: er hatte meinen kleinen Bazar noch nicht gesehen, und außerdem besaß ich viele Sachen, die für einen Araber merkwürdig waren, namentlich meine chirurgischen Instrumente, meine kleine Apotheke, meine astronomischen Instrumente, Barometer, Thermometer ic. Ich mußte eine förmliche Vorlesung halten, und obgleich mich die Pariser Akademie manchemal für einen Ignoranten erklärt hat, so entledigte ich mich meiner Aufgabe doch zur vollen Zufriedenheit Hussein's.

Ich hatte einen Erdglobus, der wie ein Ballon aufgeblasen wurde. Hussein glaubte an die runde Gestalt der Erde, aber die Bewegung derselben wollte er nicht zugeben. Nach seiner Ansicht war die Erde auf einer Achse befestigt und bewegte sich nur von Osten nach Westen. Er sprach viel von Plato, von Aristoteles und Avicenna, und sagte, daß er ihre Werke in arabischer Sprache gelese. Weiter gingen seine Begriffe nicht.

Noch mehr wurde seine Aufmerksamkeit durch einen

Himmelsglobus gefesselt; er beschäftigte sich viel mit Astronomie und hielt den Globus für richtig.

Beim Fortgehen bemerkte er einen kleinen Werk-tisch, eine Drehbank, einen Schraubstock und verschiedene Werkzeuge.

»Was machst Du damit?« fragte Hussein; »machst Du etwa Uhren?«

»Ich mache zu meinem Vergnügen allerlei mechanische Arbeiten,« antwortete ich; »ich unterhalte mich damit in den Stunden der Muße.«

Er zeigte mir seine Taschenuhr, eine alte, sehr dicke, richtig gehende englische Uhr. Ich untersuchte sie, und fand sie gut.

Er nahm Abschied, ohne ein Wort von meiner Reise oder von den Engländern gesagt zu haben.

Eine Viertelstunde nachher brachte mir einer seiner Eunuchen eine Stockuhr zum Ausbessern. Ich entschuldigte mich mit meiner Unwissenheit, versprach aber mein Möglichstes zu thun.

Die Anwesenheit seines Lieblings-eunuchen Mansur war ein Beweis, wie hoch er mich schätzte und wie sehr er die Reparatur der Uhr wünschte. Wer Mansur zum Freunde hatte, machte gewiß sein Glück; wer ihn zum Feinde hatte, konnte Abends nicht wissen, ob er am andern Morgen noch seinen Kopf auf den Schultern finden würde.

Noch denselben Tag besuchten mich die Söhne und Brüder Hussein's und die Honoratioren von Abu-Arisch. Alle wollten sehen was der Scherif gesehen hatte. So verging der ganze Nachmittag mit Erklärungen, von denen aber nur Einer, der Scherif Hammud, etwas verstand. Man sah, daß er viel mit den Engländern zu thun gehabt hatte.

Um sechs Uhr waren alle meine Gäste fort. Nach dem Gebet ließ ich mir mein von Selim zubereitetes Abendessen schmecken; ich hatte seit einem Monat nicht so gut gespeist.

Nach Tische stattete ich meiner schönen Abyssinierin einen Besuch ab. Das arme Kind hatte ebenfalls ein Bad genommen und sich so schön als möglich geschmückt.

Mein Harem. — Der Indier Jaschya.

Am andern Morgen erschien der Eunuche des Scherif Hammud mit sechs Negerinnen. Der Gouverneur von Mokka ließ mich ersuchen, für das Vergnügen, das ich ihm gestern verschafft, unter diesen Sclavinnen eine auszuwählen.

Der Eunuche ließ sie eine nach der andern vor mir vorübergehen und nahm ihnen dabei die Mellaja ab. Der Scherif Hammud erwies mir dadurch eine große Artigkeit, die man nur zu schätzen weiß, wenn man mit den orientalischen Sitten vertraut ist. Bei weißen Sclavinnen würde man mir höchstens das Gesicht gezeigt haben, aber mit den Negerinnen nimmt man's nicht so genau.

Ich wählte unter den Negerinnen die jüngste und schönste. So besaß ich denn zwei Negerinnen und eine Abyssinierin. Die Familie Hussein schien die Sorge übernommen zu haben, meinen Harem einzurichten und ich muß gestehen, daß ich selbst nicht besser hätte wählen können. *

Hafsa — so hieß meine Abyssinierin — war mit diesem Zuwachs nicht sehr zufrieden. Aber ich erklärte ihr, unter welchen Umständen ich Halima — so hieß die Negerin — zum Geschenk erhalten, und machte ihr begreiflich, daß ich dieses Geschenk auf keinen Fall hätte zurückweisen dürfen.

Die zweite Negerin, welche Hafsa und Halima bediente, hieß Mariam.

Meine beiden Eunuchen hießen Zuffuf und Ibrahim.

In Frankreich würde man mindestens fünfzigtausend Francs jährlich brauchen, um ein solches Haus zu führen; in Abu-Arisch war dieser Aufwand mit hundertfünfzig bis zweihundert Francs monatlich zu bestreiten.

Gegen elf Uhr meldete mir Selim, daß die rothe Fahne auf der Citadelle Hussein's wehe. Dies war bekanntlich das Zeichen, daß mich der Scherif erwartete; ehe ich fortging, schloß ich meine Wohnung ab und übergab Selim den Ueberrest der Summe, welche mir der Scherif vor meiner Abreise gegeben hatte. Ich hatte nur die für ihn gemachten Einkäufe in Rechnung gebracht, meine Reisekosten waren gar nicht erwähnt.

Hussein war mit seinem Indier allein. Dieser Mann war der Vertrauensmann, das Factotum Hussein's. Er hieß »Jaschya«, d. i. Johann, und wohnte in der Stadt. Sein Bruder, der ebenfalls das Vertrauen Hussein's besaß, war fast beständig auf Reisen. Der letztere hieß Hussein, wie der Scherif und befand sich alljährlich drei Monate in Mekka. Er hatte mit dem Scherif Soliman meine Reise nach Abu-Arisch verabredet.

Der Scherif Hussein nahm mich sehr freundlich auf. Der gestrige Besuch hatte ihn heiter gestimmt. Aber er machte ein finsternes Gesicht, als Selim mir gegen seine Gewohnheit bis ins Zimmer folgte und den Rest des Geldes auf den Divan legte.

»Was ist das?« fragte er.

»Es ist der Rest des Geldes, das Du mir anvertraust hast. Die Waaren müssen angekommen seyn.«

Jaschya gab sein Erstaunen deutlich zu erkennen.

»Ich habe ja keine Rechnung verlangt,« sagte der Emir.

»Ich bin gewohnt, Rechnung abzulegen.«

»Und ich bin gewohnt keine Rechnung anzunehmen.«

»Aber,« sagte ich lächelnd, »wenn ich mehr ausgegeben hätte?«

»Dann würde ich nach den Waaren geurtheilt und Dir das Uebrige ausgezahlt haben.«

Dann befahl er Selim, den Sack wieder fortzutragen und setzte hinzu:

»Fort damit! Ich würde nur erzürnen.«

Selim gehorchte.

»Jetzt wollen wir von andern Dingen reden,« sagte Hussein, als Selim sich entfernt hatte.

Der Eberif brachte die Absperrung der Meerenge wieder zur Sprache. Ich sah wohl, daß die Fanatiker ihm zugehört hatten, seinen Plan auszuführen, und suchte seine Ideen durch meine Gegengründe zu bekämpfen. Ich gab ihm zu bedenken, welche ungeheure Kosten dieses gewiß fruchtlose Unternehmen verursachen würde.

Dadurch wurde seine schwache Seite berührt. Hussein war oft sehr freigebig, aber er liebte, wie alle Araber, das Geld, und die Million Rupien, auf welche ich die Kosten anschlug, war keine Kleinigkeit, und überdies war die Feindschaft Frankreichs zu fürchten.

Diese Rücksichten schienen den größten Eindruck auf ihn zu machen. Er sagte zwar nicht, daß er den Plan entschieden aufgebe, aber er ward wenigstens unschlüssig, und erklärte die Sache überlegen zu wollen.

Zaschya, der sein volles Vertrauen besaß, gab mir einen Wink, nicht länger zu widersprechen. Ich schwieg in

der Ueberzeugung, an ihm einst einen Verbündeten zu haben, und nahm mir vor, ihn zu besuchen und die Sache ausführlich mit ihm zu besprechen.

Hussain lenkte das Gespräch wieder auf das Gießen der Geschützflugeln. Er fragte mich, wann ich anfangen wollte; »denn ich glaube,« setzte er hinzu, »daß Du zum Gießen der Kugeln keine Gehilfen aus Frankreich brauchst; ich kann ja die geschicktesten Arbeiter von Mokka und Hodeida zu deiner Verfügung stellen.«

Ich gab ihm Recht, denn für den Augenblick brauchte ich nur den Hafner, um die Formen und Schmelztiegel zu verfertigen.

»Findest Du den Sand und die Thonerde gut?« fragte er.

»Vielleicht etwas zu leicht für die Schmelztiegel und Formen.«

»Aber,« sagte er etwas ungeduldig, »erkläre mir doch, wie der in Europa verwendete Sand beschaffen ist.«

»Das ist schwer zu erklären,« antwortete ich; »es ist ein röthlicher Sand, den Du Dir vielleicht nur in Europa verschaffen könntest; aber ich hoffe, daß es mir mit Hilfe einer Mischung von Thonerde gelingen wird wenigstens genügende, wenn auch keine glänzende Resultate zu erzielen.«

Hussain ließ nun einige Schmelztiegel bringen, die er nach meiner Angabe hatte anfertigen lassen.

Ich untersuchte sie.

»Sie sind schön,« sagte ich; »sie sind sehr gut gemacht; aber es fragt sich, ob sie eine große Masse flüssigen Metalls aushalten werden.«

»Wir wollen sogleich einen Versuch machen,« erwiderte Hussain.

Er schlug die Hände zusammen und alle seine Sklaven eilten herbei. Er befahl, alle zum Schmelzen nöthigen Vorkehrungen zu treffen und ließ die Gießherde holen.

Man stellte zwei Schmelztiegel auf das Feuer; sobald sie glühend wurden, zersprangen sie.

»Vielleicht,« sagte der Scherif, »zerspringen sie, weil sie leer sind?«

»Man muß immer eine Probe machen,« entgegnete ich; »wenn sie während des Gusses zersprängen, so würden nicht nur die Arbeiter in Gefahr kommen, sondern wir würden Zeit und Material verlieren.«

»Das thut mir leid,« sagte der Scherif; »ich habe, um Zeit zu gewinnen, fünfzig Stück machen lassen.«

»Die Zeit,« erwiderte ich, »werden wir bald wieder einbringen. Ich will sogleich andere anfertigen lassen, die hoffentlich halten werden, und in der nächsten Woche kann die Arbeit beginnen.«

»Warum nicht früher?«

»Weil sie im Schatten trocknen müssen.«

»Gut . . . Und wie steht's mit meiner Sackuhr?«

»Ich hatte noch nicht Zeit, mich damit zu beschäftigen; ich fürchte auch, daß mir die nöthigen Werkzeuge fehlen; denn ich bin ja nicht in das Land Jemen gekommen, um Uhren zu machen.«

»Du wirst die Uhr doch auseinander nehmen?«

»Allerdings.«

»Aber kannst Du sie auch wieder zusammensetzen?«

»Ich hoffe es.«

»Ich möchte dabei seyn; denn ich wünsche den Mechanismus einer Sackuhr kennen zu lernen. Wann wirst Du sie auseinandernehmen?«

»Wann Du befehlst.«

»Diesen Abend also.«

»Bei Licht ist's schwer.«

»Also morgen Früh.«

So war Hussein; neugierig wie ein Kind oder ein Wilder, aber flüger als viele unserer Gelehrten.

»Soll ich die Uhr hierher bringen lassen?« fragte ich.

»Nein, ich komme nach dem Frühgebet zu Dir.«

Die Stunde der Siesta war gekommen, der Scherif entließ mich.

Jaschya blieb; aber er gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er mir etwas zu sagen habe.

Ich ritt langsam fort. Nach einigen Minuten holte mich der Indier ein und ersuchte mich um eine Unterredung.

Wir begaben uns in sein Haus, wo man uns Pfeifen und Kaffeh brachte. Bei dem Scherif Hussein servirte man Kaffeh, aber ohne Pfeifen. Die Scherife, Kadis, Muftis, Ulema's und überhaupt alle hochgestellten oder ein geistliches Amt bekleidenden Personen pflegen nicht zu rauchen. Die türkischen Würdenträger machen hierin eine Ausnahme.

Als wir im Garten allein waren, sagte er zu mir:

»Du hast ein Versehen gemacht, dem Scherif Geld zurückzugeben. Dies thut man hier nie, und er hätte es für eine Beleidigung nehmen können. Was die Absperrung der Meerenge betrifft, so hast Du vollkommen Recht; ich theile deine Ansicht und werde sie nöthigenfalls unterstützen.«

Vermuthlich war Jaschya ein Anglomane.

Als wir Kaffeh getrunken und unsere Pfeifen ausgeraucht hatten, zeigte mir der Indier seine Magazine, oder vielmehr die Magazine des Emir. Meine Waaren hatte man bereits unter Dach und Fach gebracht.

Zaschya sagte mir viel Schmeichelhaftes über die Wahl derselben, erkundigte sich aber in möglichst zarter Weise nach den Preisen, die ich dafür gezahlt. Er fand, daß ich sie etwas theuer gezahlt hatte.

»Ich würde billiger eingekauft haben,« sagte er.

»Das heißt, mit größerem Nutzen,« antwortete ich.

Wir gingen ins Haus und ich bemerkte, daß Zaschya ein vertrauliches Verhältniß mit mir anzuknüpfen suchte, denn er stellte sein Haus und Alles was er besaß zu meiner Verfügung, so daß ich nicht umhin konnte, ihn einzuladen.

Er gab mir gar manchen guten Rath über mein Benehmen gegen den Scherif-Hussain; ich möge ihn, ohne eine Einladung abzuwarten, täglich besuchen und ihm im vertrauten Gespräch meine geringsten Wünsche mittheilen, denn der Scherif sehe gern, daß man Vertrauen zu ihm habe. Dies, meinte er, sey das beste Mittel, zwischen dem Scherif und mir ein vertrautes Verhältniß zu gründen.

Ich dankte ihm für seinen guten Rath und nahm Abschied. Ich wußte nicht, ob ich dieses unerwartete Entgegenkommen eines Mannes, der nebst Manjur der vertraueste Freund des Scherifs war, mit Freude begrüßen oder mit Mißtrauen betrachten sollte.

Zu Hause erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß die Frauen des Scherifs in Begleitung zweier Eunuchen meine Wohnung besucht hatten. Ich würde es bemerkt haben, wenn es mir Soliman auch nicht gesagt hätte, denn alles war durchsucht und untereinandergeworfen.

Der angebliche Zweck des Besuchs war, die Merkwürdigkeiten, welche der Emir gestern gesehen, in Augenschein zu nehmen, der wirkliche Zweck aber war, mit der Abyssinierin zu plaudern und zu erfahren, ob ich mein europäisches

Zartgefühl noch nicht überwunden. Saffa hatte alle ihre Fragen sehr ausführlich und gewissenhaft beantwortet und die Damen hatten eine sehr hohe Meinung von mir bekommen.

Die Araberinnen der höheren und niederen Stände. — Die Sclavinnen.

Da einmal von den Araberinnen die Rede ist, so wollen wir ihnen ein kurzes Capitel widmen.

Man hat behauptet, die Araberinnen wären keine Frauen, sondern nur weibliche Geschöpfe. Diese Behauptung ist unwahr und aus einer Verwechslung der Sclavin mit der Geliebten, des Fellahweibes mit der Frau der höhern Stände hervorgegangen. Außerdem ist zwischen den Städterinnen und den Beduininnen, zwischen den Eingebornen und den aus Darfur, Burnu, Mandara, Congo, Zangebar oder Abyssinien fortgeschleppten und verkauften Mädchen ein Unterschied zu machen. Die Letzteren sind fast alle schwarz oder kupferfarbig. Sobald sie an einen Muselman verkauft sind, müssen sie sich zum Islam bekennen, gleichviel ob sie ursprünglich den Kopten, Jacobiten, Juden oder Heiden angehörten. Dies ist ein Gesetz des Koran. Nur bei Christinnen und Jüdinnen, die denselben Gott verehren wie die Moslim, wird eine Ausnahme gemacht.

Die Sclavinnen, welche in früher Jugend entweder im Kriege fortgeschleppt oder von habgierigen Häuptlingen, selbst von den Verwandten verkauft werden, lernen nicht einmal den Werth der Familienbande kennen und erhalten gar keinen Schulunterricht. Sie werden in Classen getheilt und von der Classe, in welche sie gewiesen werden, hängt ihr künfti-

ges Geschick ab. Man theilt sie in Jungfrauen, in schöne und häßliche, in junge und alte. Die siechen oder geisteskranken Slavinnen sind der Auswurf.

Sie müssen anfangs zu Fuß, dann mit Karavanen weite Reisen machen; z. B. von Darfur bis Cairo, vierhundert Lieues; von Burnu nach Mekka, sechshundert Lieues; von Madara nach Tripoli, dreihundertundfünzig Lieues. Die aus Abyssinien, Congo und Zangebar kommenden werden zu Schiffe nach Mekka gebracht. Es ist bekannt, wie die Slaven in den Schiffsräumen eingepfercht werden.

So lange sie im Besitz des »Dschellab« sind, bekommen sie keine Kleider, aber das nie ganz erlöschende Schamgefühl treibt sie an, sich die ihnen in die Hände fallenden Lumpen zuzueignen und sich damit zu verhüllen.

An dem Orte der Bestimmung gibt man ihnen den Dschellab, ein sechs bis acht Ellen langes Stück Calicot, aus welchem sie sich einen Schurz machen.

Die Zeit, welche sie im Besitz des Dschellab bleiben, hängt gemeiniglich von ihrer Schönheit ab. Die schönsten werden natürlich für die Harems angekauft; die andern werden Ammen, Wärterinnen, Köchinnen, Haushälterinnen. Jene werden mit vierhundert bis fünfhundert Francs, diese mit zweihundert bis dreihundert Francs bezahlt.

Wie kann also die Slavinn mehr seyn, als ein weibliches Geschöpf? Da sie aber beständig unglücklich gewesen ist, so entwickelt sich ihr Charakter — oder wenn man will, ihr Instinct — je nachdem sie gut oder schlecht behandelt wird. Wenn ihr Herr sie mißhandelt, so wird sie störrisch, eigenwillig, treulos und sucht jede Gelegenheit, mit einem farbigen Manne ein Verhältniß anzuknüpfen. Bei guter Behandlung hingegen lernt sie ihren Beruf als Weib und Mutter erken-

nen und erlangt durch ihren Instinct die Eigenschaften, welche durch die Erziehung erworben werden.

Die Bäuerin (Fellah) wächst in der Familie auf und erhält erst im siebenten oder achten Jahre Kleider. Dann hört das patriarchalische Leben auf, sie verhüllt nicht nur den Körper, sondern auch das Gesicht und die Wachsamkeit der Mutter beginnt zugleich mit der Anweisung zu häuslichen Arbeiten. Sie lernt einen Rock und Bilaw machen, Getreide mahlen und Brot backen; sie wird zur Sittsamkeit und zum Gehorsam gegen ihren künftigen Mann ermahnt.

Damit ist die Erziehung zu Ende. Sie erwartet nun die Bewerbung eines Mannes, der sich indeß nicht persönlich, sondern durch Unterhändler an sie wendet. Die Brautleute dürfen sich nicht sehen. Die Sitte verbietet es. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie sich nicht sehen; sie suchen vielmehr jede Gelegenheit auf, sich beim Brunnen oder am Bach zu sehen. Man denke nur, welche Rolle die Brunnen in der Bibel spielen.

Der Heiratsvertrag ist höchst einfach. Die Frauen sind von den Unterhandlungen ausgeschlossen. Sobald die männlichen Verwandten der Brautleute über die Bedingungen einig sind, schreibt der Kadi den Vertrag, der von zwei Zeugen unterschrieben und unterschiegelt und dem Bräutigam eingehändigt wird.

Die Braut erhält eine Mitgift, von welcher sich die Eltern so viel als möglich zueignen. Im Grunde kann man sagen, daß der Fellah seine Tochter verkauft. Die Mitgift besteht in Geld, Geschmeide, Kleidern, Vieh und Hausgeräth.

Wir haben schon gesagt, unter welchen Umständen der Mann die Frau ohne Mitgift fortschicken oder die schon gege-

bene Ausstattung zurückfordern kann. Gefällt sie ihm nicht, wenn er sie zum erstenmale sieht, so kann er sie mit der Hälfte der Mitgift wieder fortschicken, jedoch unter der Bedingung daß er sie nicht berührt. Sobald er sie angenommen und die Ehe vollzogen hat, so bleibt sie ihm. Der Mann geht seinen Geschäften nach. Die Frau besorgt das Haus, die Kinder, die Ziegen, die Kamehle, die Büffel; sie spinnt Wolle und webt Stoffe.

Der Fellah kann, wie jeder andere Muselman, vier rechtmäßige Frauen haben. Diese vier Frauen behandeln einander wie Schwestern; bei den Fellahs gibt's jedoch zuweilen Eifersuchtscenen. Wenn die Streitigkeiten einen ernsthaften Charakter annehmen, so schreitet der Mann mit Gewalt ein.

Die vier Frauen leben gemeiniglich zusammen. Wenn der Mann mit einer von ihnen allein zu seyn wünscht, so ruft er sie. Die Gerufene folgt ihm, die Andern beachten es nicht. Der Koran verbietet indeß, eine von ihnen ganz zu vernachlässigen.

Die älteste hat den Vorrang vor den jüngern. Wenn sie mit ihrem Manne ausgehen, so folgen sie ihm eine hinter der andern, die älteste voran.

Die Kinder haben gleiche Rechte, gleichviel ob sie von einer rechtmäßigen Frau oder von einer Sclavin sind; der Vater hat indeß das Recht, seinen Nachfolger zu wählen. Stirbt er ohne diese Wahl getroffen zu haben, so gilt das Recht der Erstgeburt.

Bei der Theilung des Vermögens bekommen die Töchter nur einen halben Antheil. Diese scheinbare Verkürzung wird durch die von den Männern zu zahlende Mitgift ausgeglichen.

Der Fellah steht in socialer und intellectueller Beziehung eine Stufe über den Slaven.

Die Töchter vornehmer Familie erhalten bei der Geburt irgend ein Zeichen, an welchem sie später zu erkennen sind. Sie werden gesäugt, eingewickelt und gewiegt, wie die europäischen Kinder. Später laufen sie nicht nackt umher, wie die Kinder der Neger und Fellahs, sondern tragen Röckchen von Seide oder Kaschmir. Man hängt ihnen Amulette an, färbt ihnen Hände, Füße und Augenbrauen, parfümirt und badet sie.

Die vornehme kleine Araberin hat mehre Slavinnen zu ihrer Pflege und Bedienung. Der Unterricht beschränkt sich auf die Muttersprache und die üblichen Gebete. Dabei lernt sie sticken, Mandoline spielen und Liebeslieder singen; man erzählt ihr Geschichten aus Tausend und Eine Nacht. Der Unterricht im Lesen wird vermieden, um der Phantasie nicht zu viel Nahrung zu geben. Man prägt ihr die künftigen Pflichten ein. Die Züchtigkeit nach unsern Begriffen, zumal die Keuschheit in den Worten, existirt nicht für sie. Die verheiratheten Frauen sprechen und erzählen in ihrer Gegenwart; nichts soll für sie ein Geheimniß bleiben.

Sobald sie indeß erwachsen ist, wird sie eingesperrt; sie sieht außer ihrem Vater und ihren Brüdern keinen Mann. Nach ihrer Vermählung kommt nur der Gatte in ihre Nähe.

Die Heirath wird unter denselben Förmlichkeiten wie bei dem Fellah abgeschlossen; nur mit dem Unterschiede, daß die Mitgift größer, die Geschenke reicher, die Almosen glänzender, die Festlichkeiten geräuschvoller sind.

Sobald die vornehme Araberin vermählt ist, bleibt sie »conscirt«. Es beginnen die Intriguen, wenn sie zu In-

triguen geneigt ist. Sie besticht eine Negerin, die ihren Blumenstrauß (Muschmun) überbringt und ein Stelldichein verabredet. In den meisten Fällen werden solche Liebesintriguen mit Männern angeknüpft, mit denen sie nie ein Wort gesprochen, die sie nur durch die Gitter ihrer Terrasse gesehen hat. Sie setzt das Leben eines solchen Mannes und ihr eigenes auf's Spiel.

Man lese in »Tausend und Eine Nacht« von den Araberinnen, welche ihre Geliebten in Koffern oder unterirdischen Räumen verstecken, die sie in Weiberkleidern kommen lassen und fortschicken. Der unbewegliche Orient hat sich seit dem Khalifen Harun-al-Raschid nicht geändert. Aber solche Abenteuer sind selten; die Frauen, welche ihre Männer betrügen, gehören zu den Ausnahmen, die nur in den höhern Ständen vorkommen. Wir erinnern an die Tochter Mahomet-All's. *)

In der Wüste ist das Leben noch ganz patriarchalisch wie vor dreitausend Jahren. Die Mädchen und Frauen der Beduinen tragen nur ein Stück Stoff um die Hüften; Gesicht, Schultern, Arme und Füße sind immer entblößt. Sie ertragen Hitze und Kälte, Anstrengungen und Entbehrungen; sie wandern zu Fuß, zu Pferde, auf Dromedaren.

Die Hand der Beduinin gehört ihrem Vater, aber sie wartet nicht, bis der Vater über ihre Hand verfügt. Der Heirat geht oft eine Liebesintrigue voraus. Die Beduinin will ihren künftigen Gatten kennen lernen, er soll schön, jung und tapfer seyn; sie gibt ihm eine Locke, die er an seiner Lanze trägt. Wenn zwei Bewerber da sind, so wird um die Schöne gekämpft. Eine Entführung gilt als ein Be-

*) Cairo I. Th., Seite 56 ff.

weiß von Klugheit und Gewandtheit; in den meisten Fällen willigt die Braut gern ein. Der Reiter erscheint zur verabredeten Stunde, hebt sie im vollen Galopp auf den Sattelpf, feuert zum Zeichen des Triumphs sein Gewehr ab und jagt davon. Die Braut schreit, als ob sie mit Gewalt entführt würde — und am folgenden Tage ist sie die Frau des Entführers und der Schützling des ganzen Volksstammes.

Dann wird über die Bedingungen des Ehevertrags unterhandelt. Wenn man nicht einig wird, so kommt's zum Kampfe. Es ist die Geschichte der Helena im Kleinen. Der Beduine, dem seine Geliebte entführt wurde, bietet Alles auf, nicht um sie wieder zu bekommen, wie Menelaus, sondern um sich zu rächen. Wenn er kann, erschießt oder erdolcht er die Entführte.

Die Beduinin ist wirklich ein Weib und kein willenloses Geschöpf, keine Sclavin. Während der Mann auf der Jagd ist, besorgt sie das Hauswesen, putzt seine Waffen, füttert seine Pferde, macht seine Kleider; sie folgt ihm, mit einem Schlauch auf dem Rücken, mitten in den Kampf und gibt den Streitenden, Freunden und Feinden, zu trinken; sie verbindet die Verwundeten.

Bei den Wahäbiten ist sie überdies die Göttin des Friedens. Wenn sie einen Waffenstillstand wünschen, so nehmen sie das schönste Mädchen des Stammes, geben ihr in eine Hand einen Palmzweig, in die andere eine Taube, setzen sie auf ein weißes Dromedar und schicken sie in die feindlichen Reihen, welche bei ihrem Erscheinen sogleich den Kampf einstellen. Der Feind schickt nun den schönsten Reiter der Parlamentärin entgegen. Dieser empfängt die Mittheilung und meldet sie seinen Leuten. Das Mädchen kennt das Ultimatum;

ſie weiß was ſie zu fordern, welche Zugeständniſſe ſie zu machen hat. Der Reiter wird entweder ermächtigt, Unterhandlungen mit ihr anzuknüpfen, oder erhält den Auftrag, die Bedingungen zu verwerfen. Werden die Anträge angenommen, ſo läßt ſie die Taube fliegen. Die beiden feindlichen Stämme ziehen dann einander entgegen. Die Häuptlinge ſprechen mit einander und ſtellen die Friedensbedingungen. Das Mädchen überreicht dem Reiter die Palme und wird ſeine Braut.

Iſt das nicht Poëſie? Wer würde behaupten, eine Beduinin ſey nichts als ein weibliches Geſchöpf, ein ſclaviſches, willenloſes Weſen? Es iſt außerordentlich ſelten, daß unter den Nomaden die eheliche Treue verletzt wird. Die Frau iſt die Gehilfin, die Rathgeberin, die treue Lebensgefährtin des Mannes, der nichts unternimmt, ohne ſie um Rath zu fragen.

Viele Nomaden haben nur eine Frau. Einige Volksſtämme haben, wie die Bienen, eine Königin, die zwar nicht als ſolche proclamirt, aber es in der Wirklichkeit iſt. Es iſt gemeiniglich eine alte Frau, deren Ausſprüche als Orakel gelten. Der Geiſt überlebt die Schönheit, von ſclaviſcher Unterwerfung iſt alſo keine Rede.

Der Sultan von Tuggurt unternahm nichts, ohne ſeine Mutter, Bela Miſchuſcha, um Rath zu fragen. Wenn ein Verbrecher entkam und ihre Thürſchwelle überſchritt, ſo war er gerettet. Als ich in Tuggurt war, wurde mir von einem Diener ein Pferd geſtohlen. Der Sultan Abd-er-Rahman-Ben-Oſchillab ließ den Pferdedieb durch ſeine Sclaven verfolgen; man fand ſeine Spur im Sande und holte ihn bei Tagesanbruch ein. Es entſpann ſich ein Kampf, in welchem er ein Ohr einbüßte und gefangenengenommen wurde.

Man band ihn und setzte ihn auf ein Pferd, um ihn ins Gefängniß zu bringen. Es war kaum zu bezweifeln, daß es seinem Kopf ebenso ergehen würde, wie seinem Ohr. Aber als er an dem Hause der Prinzessin Nischuscha vorbeiritt, war er so klug, vom Pferde zu fallen und unter die Vorhalle zu kriechen. Dieser Ort war eine Freistätte. Der Delinquent war gerettet.

Dies geschah im Jahre 1851. — Nachher wurde Zela Nischuscha von ihrem Neffen ermordet.

Die Kumpelkammer Hussein's. — Eine glückliche Cur.

Am andern Morgen kam der Emir, um seine Stockuhr zerlegen zu sehen.

Nach den herkömmlichen Begrüßungen legte ich Hand ans Werk. Ich hatte alle meine kleinen Werkzeuge zurecht gelegt. Nach einer Viertelstunde lag das ganze Räderwerk auf dem Tische. Die Spiralfeder war zerbrochen. Ich zeigte dem Scherif die Stücke der Feder. Ich hatte keine Feder und war daher in großer Verlegenheit. Der Scherif, dem an der Reparatur sehr gelegen war, gab mir ein Stück Blech; aber ich rollte es auf und machte ihm begreiflich, daß das Blech nicht elastisch sey. Er war in Verzweiflung. Ich suchte in meinem Werkzeugkasten, der die allgemeine Neugier erregt hatte. Der Kasten war mit Eisen beschlagen und sehr schwer; man glaubte, ich bewahrte meinen Schatz darin auf. Hussein hatte mir mehr als einmal den Rath gegeben, den Kasten an einem sichern Orte aufzubewahren. Er machte große Augen,

als der vermeinte Schatz gebracht wurde; seine Neugier sollte endlich befriedigt werden.

Zum Glück fand ich eine alte Uhrfeder, die für diesen Zweck zu stark war. Ich erweichte sie mittelst einer Weingeistlampe und feilte sie so dünn wie die zerbrochene Spiralfeder. Dann härtete ich sie wieder und setzte sie ein, indem ich dem Sherif ihren Zweck erklärte. Dann setzte ich die Uhr Stück für Stück wieder zusammen.

Diese Arbeit dauerte etwa zwei Stunden. Die Uhr kam glücklich in Gang. Hussein war außer sich vor Freude; die Uhr hatte seit zehn Jahren still gestanden.

»Wahrhaftig,« sagte er, »Du bist ein Mohendi, ein Gelehrter!«

Er wollte die Uhr sogleich mitnehmen; ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß ich sie noch einige Tage behalten müsse, um sie vollends zu reguliren; aber er ließ nicht nach, er wollte seinem Bruder zeigen, wie sehr er Ursache habe, mich zu schätzen. Ich versprach die Uhr in seiner Wohnung zu richten.

»Ich habe noch andere Sachen auszubessern,« sagte er, »komm' mit, ich will Dir Alles zeigen.«

Wir entfernten uns. Der Sherif und ich zu Pferde; Jäschya ritt auf einem Esel und trug die Uhr; die Sklaven folgten uns zu Fuß.

Wir stiegen in der Citadelle ab und begaben uns in sein Zimmer. Er ertheilte sogleich seine Befehle. Die Sklaven eilten davon wie eine Schaar Vögel. Die Ersten, welche wieder kamen, brachten den Kaffeh; die Andern kamen mit Bratspießern, Drehorgeln, Spieluhren, Automaten und andern Gegenständen. Das Zimmer war einem Bazar ähnlich.

Der Bratenwender, den ihm ein Schiffscapitän geschenkt hatte, war für ihn eine ganz unbekannte Maschine. Er hielt den Bratspieß für ein Marterwerkzeug und die Mechanik für ein Uhrwerk, an welchem das Zifferblatt fehlte. Ich sagte, daß ich die Maschine mit nach Hause nehmen und ihm die Anwendung derselben zeigen würde.

»Ich werde Dir alle diese Sachen schicken,« sagte er; »Du mußt mir Alles in Gang bringen.«

»Du hast gewiß noch andere Sachen?« fragte ich.

»O ja,« antwortete er, »und Du kannst mir sehr nützlich seyn. Komm' mit mir.«

Ich folgte ihm. Er führte mich in ein Zimmer, in welchem die verschiedensten europäischen Industrieerzeugnisse aufgestellt waren. Es waren mehre französische und englische Doppelflinten, Büchsen und Pistolen; chinesisches und französisches Porzellan, venetianische Glaswaaren, Niechfläschchen, Liqueurflaschen für Leute, die keinen Liqueur trinken, Eßbestecke für Leute, die mit den Fingern essen, Tischtücher und Servietten für Leute, welche die Speisen auf einen Strohsack stellen. Ferner achtzehnhundert Exemplare des Koran, die von einem englischen Handelsschiffe weggenommen waren; zwei- bis dreihundert Exemplare der englischen und arabischen Bibel &c.

Die Kapselgewehre waren für ihn ganz unbrauchbar gewesen, weil er weder Kapseln noch Patronen hatte; ich konnte diesen Bedarf aus Europa kommen lassen. Ich stellte die Gewehre auf die Seite und wandte mich zu den übrigen Sachen.

»Was machst Du mit diesen Sachen?« fragte ich.

»Nichts, wie Du siehst; was soll ich auch damit machen?«

»Du kannst ja ein Museum errichten.«

»Was ist ein Museum?«

Ich erklärte es ihm.

»Gut, ich will Dir den ganzen Kram schicken, Du kannst mir ein Museum daraus machen.«

Ich erschrak; ich würde einen Monat Zeit gebraucht haben, um die Gegenstände nur zu ordnen.

Bei der Mustercung des Maritätencabinet's fand ich ein kleines Reisezelt, das in Paris verfertigt war. Er wußte wohl, daß es ein Zelt war, aber keiner seiner Leute war im Stande gewesen, es aufzuschlagen. Ich untersuchte das Zelt; es war mit den verschiedensten Bequemlichkeiten und Luxusgegenständen versehen. Ich legte das Zelt bei Seite, um es gelegentlich aufzuschlagen.

Außerdem fand ich Spiegel, Vasen und Kunstblumen, Gegenstände von Bernstein und Korallen, Vorhängeschlösser, Nähnadeln, Schubanzieher, alles duzendweise.

In einem Winkel fand ich sechs Filtrirapparate.

»Was ist das?« fragte Hussein, als er meine freudige Ueberraschung bemerkte.

»Filtrirapparate. Laß einen in deinen Speisesaal und den andern in meine Wohnung bringen.«

Hussein rief seine Sclaven und ließ Alles was ich ausgewählt hatte, in meine Wohnung bringen.

»Ich habe noch drei Zimmer voll,« setzte er hinzu.

Ich entdeckte noch drei Kisten voll Stearinkerzen. Der Sherif kannte sehr gut den Gebrauch derselben, aber er wollte sie nicht anzünden, weil er glaubte, sie wären aus Schweinfett gemacht. Alle meine Mühe, ihn eines Bessern zu belehren, blieb fruchtlos.

In einem Schranke standen zweihundert große Gläser

mit eingesottenen Früchten. Ich öffnete ein Glas und überzeugte mich, daß sie mit Branntwein eingesotten waren. Erstaunt fragte ich ihn, welcher Bösewicht ihm dieses Geschenk gemacht. Hussein hatte sie bei einem Amerikaner bestellt, der ihm Leinwand verkauft und überdies noch »eingesottene Früchte« angeboten hatte. Hussein hatte geglaubt, die Kirschchen, Aprikosen und Pfirsiche wären mit Zucker eingesotten, und da er solches Obst sehr gern aß, hatte er zweihundert Gläser bestellt. Es war zum Todlachen; ich bedauerte nur, daß ich als Muselmann nicht lachen durfte.

Er hatte auch prächtige Tapeten, aber keinen Tapezierer. Inzwischen wurde Alles von Ratten und Motten gefressen. Außerdem waren diese wenig oder gar nicht besuchten Zimmer von Scorpionen, Tausendfüßern, Salamandern und kleinen unschädlichen Schlangen bewohnt.

Die zweiundzwanzig Brüder Hussein's hatten ein ebenso großes Waarenlager, welches ich ebenfalls mustern sollte. Der Sherif von Hodeida hatte ein Billard sammt Kugeln und Stöcken, aber das Tuch war von den Ratten zerfressen. Hussein's Sohn hatte eine Flöte von Ebenholz mit silbernen Klappen und einen Hanswurst, den er für einen indischen Gözen hielt. Der Sherif Hammud hatte eine Geige ohne Saiten und eine Windbüchse ohne Wind. Der Sherif Hassan hatte ein paar Schlittschuhe! — Kurz, der ganze Bazar mochte wohl 600,000 Francs werth seyn.

Es war ein ergötzlicher Tag für mich. Ich hatte nicht viel gelacht, seitdem ich 1835 am Bord des »Tancred« Ihre Bekanntschaft machte, lieber Dumas; aber fürwahr! trotz dem Sherif Hussein und allen Sherifen der Welt erinnerte ich mich, daß ich ein Franzose bin, und ließ meiner Lachlust freien Lauf. Von Zeit zu Zeit wurde ich durch die ersten

Gesichter Hussein's und Jafschya's in die Schranken der muselmännischen Grandezza zurückgewiesen.

Viele Kisten waren mit Chocolate und Zuckerwerk angefüllt gewesen, aber diese waren leer, denn der Sherif Hussein schwärmte für Chocolate und Zuckerwerk. Es waren unter allen diesen Geschenken viele, denen man die Schalkhaftigkeit der Geber ansah.

Die Musterung hatte fast den ganzen Tag in Anspruch genommen, und ich kam sehr spät nach Hause. Der erste Gegenstand, den ich benützen wollte, war der Bratenwender. Einen Gamin konnte ich bald bauen lassen, denn ich hatte Maurer bei der Hand. In zwei Tagen war der Gamin fertig und der Bratenwender aufgestellt.

Am folgenden Tage machte ich meinen gewöhnlichen Besuch bei dem Sherif; aber ich fand ihn nicht mehr so heiter wie Tags zuvor. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben, aber er sagte nichts.

Nach dem Abendessen, als ich im Begriff war, meiner schönen Abyssinierin einen Besuch zu machen, wurde Jafschya gemeldet. Ich vermuthete, das Geheimniß Hussein's habe die Gestalt des Indiers angenommen, um sich mir kundzugeben; ich empfing ihn daher mit der Höflichkeit, die ich den Boten des Emirs zu erweisen pflegte.

Selim brachte sogleich den Kaffeh. Jafschya kauerte neben mir nieder und wir blieben allein. Er schien Abends ebenso verlegen, wie Hussein Morgens gewesen war. Nachdem er von gleichgiltigen Dingen gesprochen hatte, brachte er die Hauptsache zur Sprache.

Er hatte gleich bei seiner Ankunft angefangen, den Muth, die Hochherzigkeit, die Freigebigkeit Hussein's zu loben. Der Emir, versicherte er, sey mir sehr gewogen und

erwarte nur eine Gelegenheit, etwas Bedeutendes für mich zu thun und meine Wünsche zu erfüllen. Dann sprach er von den zweiundzwanzig Brüdern, als ob er den Auftrag erhalten hätte, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Ich stimmte ihm aus voller Ueberzeugung bei; der Scherif hatte mir die größten Beweise seines Wohlwollens gegeben und war bis zur Verschwendung freigebig gewesen. Die Brüder kannte ich nicht so genau, da ich nichts mit ihnen zu thun gehabt hatte.

Jaschya hatte mir offenbar noch mehr zu sagen; aber als Muselmann durfte ich keine Ungeduld zeigen und hörte ganz ruhig zu. Endlich flüsterte er mir zu:

»Der Scherif hat mir aufgetragen, Dich um Rath zu fragen.«

»Mich? Ich bin ja nur ein Diener des Scherifs und würde mir nicht erlauben, ihm einen Rath zu geben.«

»Du würdest Dich also weigern?«

»Der Scherif ist mein Herr und hat zu befehlen.«

»Der Scherif ist krank.«

Ich gestehe, daß mich diese Mittheilung mit Schrecken erfüllte. Ich hatte einige medicinische Studien gemacht, aber ich traute mir nicht genug, um die Cur des Staatsoberhauptes zu unternehmen.

»Krank?« wiederholte ich. »Ich habe ihn ja heute gesehen, und er hat mir nichts davon gesagt.«

»Er getraute sich nicht.«

Ich vermuthete, der Scherif leide an der im Orient ziemlich häufigen Syphilis, und dies vergrößerte meine Besorgniß, denn im Orient hat die Arzneikunde nicht nur mit den gewöhnlichen Hindernissen, sondern auch mit Vorurtheil-

len zu kämpfen. Es ist immer zu fürchten, daß der Kranke die Anordnungen des Arztes nicht befolgt und daß irgend ein Quacksalber, ein Fanatiker, ein Zauberer seinen Spuk treibt und sich in die Cur mischt.

Der Kranke bleibt entweder krank, oder er wird geheilt, oder stirbt. Bleibt er krank, so ist's die Schuld des Arztes; wird er wieder gesund, so war seine Stunde noch nicht gekommen; stirbt er, so hat ihn der Arzt vergiftet.

Der Scherif Hussein sah freilich nicht aus, als ob er dem Tode nahe wäre. Ich nahm meinen ganzen Muth zusammen und fragte was ihm fehle.

Aus seiner Antwort, die er mit den im Orient gewöhnlichen schonungslosen Ausdrücken gab, ersah ich, daß der Scherif an Harnverhaltung leide. Es fiel mir ein schwerer Stein vom Herzen.

»Ist es weiter nichts?« erwiderte ich.

Jaschya sah mich erstaunt an.

»Wie! weiter nichts?«

Diese Worte machten mich wieder etwas besorgt. Die Leute im Orient sagen immer nur einen Theil von dem was sie zu sagen haben; was sie verschweigen, muß man errathen, aber leider verschweigen sie immer die Hauptsache.

»Ich frage, ob ihm sonst nichts fehlt,« sagte ich.

Jaschya gab mir eine ausführliche Schilderung, welche einen Wasserbruch fürchten ließ.

»Er wünscht,« setzte er hinzu, »von Dir behandelt zu werden.«

»Ich muß ihn sehen.«

»Ist das durchaus notwendig?«

»Allerdings; ich muß ihn nicht nur sehen, sondern

auch berühren; ich muß ihn über die Ursachen dieser Krankheit, über die Schmerzen, die er fühlt, befragen.«

»Der Scherif wird sich weder sehen noch berühren lassen.«

»Aber er ist doch kein Frauenzimmer,« erwiderte ich lachend; »wenn er wieder gesund werden will, muß er die geeigneten Mittel anwenden.«

Zaschya schüttelte den Kopf.

»Diesen Antrag mag ich ihm nicht machen,« sagte er; »ich würde ihn dadurch erzürnen. Kannst Du mir nicht die anzuwendenden Mittel nennen?«

»Nein, das ist unmöglich.«

»Warum denn?«

»Ich könnte mich irren.«

Zaschya war unschlüssig.

»Höre,« sagte ich; »ich bin der treueste Freund und Verehrer des Scherifs, und fordere Dich daher auf, ihm unsere Unterredung mitzutheilen. Ich weiß nicht ob ich i heilen werde, selbst wenn ich ihn sehe; die unerläßliche Bedingung aber ist, daß ich ihn sehe und daß er meine Fragen aufrichtig beantwortet.«

»Ich will's ihm sagen und Dir seine Antwort bringen.«

»Um Dir den Weg zu ersparen, kann er ja das Signal geben lassen.«

Zaschya entfernte sich. — Nach einigen Minuten meldete mir Selim das Signal. Ich begab mich sogleich in die Citadelle.

Der Scherif lag auf seinem »Sirir«. Er schien sehr leidend. Zaschya war bei ihm.

»Da bin ich, hoher Herr,« sagte ich.

Er reichte mir die Hand. — Ich hielt die Hand fest, sie war heiß, der Puls unregelmäßig.

»Jaschya hat Dir unsere Unterredung erzählt?« fragte ich und sah ihn forschend an. Seine Augen waren geröthet und geschwollen.

»Ja,« sagte er.

Ich ließ mir seine Zunge zeigen; sie war entzündet und begann weiß zu werden.

»Wie lange leidest Du schon?« fragte ich.

»Seit drei Monaten, und diesen Morgen ist ein Krampf eingetreten.«

»Und nach dem Essen sind die Schmerzen stets heftiger geworden?«

»Ja, oft unerträglich.«

»Du hast Neigung zum Erbrechen?«

»Wer hat Dir das gesagt?« fragte er.

»Ich schließe es aus deinem Zustande.«

Ich setzte mein Verhör fort. Er beantwortete meine Fragen.

»Ich muß Dich sondiren,« setzte ich hinzu.

»Was ist das?« fragte er.

Ich erklärte es ihm.

»Das leide ich nicht; ich würde sterben.«

»Du wirst sterben,« erwiederte ich, »wenn Du die gehörigen Mittel nicht anwendest und je länger Du wartest, desto schwerer ist die Heilung.«

Er verlangte die Sonden zu sehen. Ich ließ mein chirurgisches Besteck holen und gab Selim zugleich den Befehl, etwas Thonerde zu bringen.

Warum Thonerde? weil ich meine Araber kannte.

Hussain schien fürchtbar zu leiden. Das ganze Haus war in Bewegung.

Selim kam schnell zurück und brachte die verlangten Gegenstände. Ich nahm ihm das Besteck aus der Hand und befahl ihm, die Thonerde auf den Fußboden zu legen. Dann schickte ich ihn fort, um jeder Indiscretion vorzubeugen, ob- schon ich mich auf ihn verlassen konnte.

Ich reichte dem Scherif die Sonden.

»Es ist Silber?« fragte er.

»Ja.«

Er betrachtete sie genauer und begriff sogleich den Mechanismus. Ich nahm eine Handvoll Thonerde, um ihm die Anwendung der Sonde noch anschaulicher zu machen.

»Kann ich die Operation nicht selbst machen?« fragte er nach einer Pause.

»Ja wohl; aber wirst Du sie auch machen?«

»Ich will's versuchen, und wenn sie mir nicht gelingt . . . so will ich Dich rufen.«

»Gut, ich will Dich allein lassen,« sagte ich; »aber die Sorge für deine Gesundheit gebietet mir, in der Nähe zu bleiben.«

Ich ging mit Zafschya ins Nebenzimmer.

Zehn Minuten nachher rief uns der Scherif. Wir eilten zu ihm und fanden ihn sehr erfreut. Die Beschwerden waren gehoben; ich war sein Retter, sein Sohn, sein Abgott. Er würde sein Haus, sein Geld, ich glaube sogar seinen Harem zu meiner Verfügung gestellt haben.

Zafschya blieb bei ihm; ich entfernte mich, um dem Scherif Ruhe zu gönnen.

Am andern Morgen kam Zafschya zu mir, um mir die dauernde Genesung Hussein's zu melden und mich zu ihm zu rufen.

Ende des ersten Theiles.

